Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 16 (1934)
Heft: 28

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweiz. Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 13. Juli 1934 — Erscheint jeden Freitag — 16. Jahrgang. Nr. 28

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 22.252

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Inland.

Vor acht Tagen ist in Bern die große **Arbeitsbeschaffungskonferenz** zusammengetreten. Sie galt mehr der gegenseitigen Information und Anregung als eigentlicher Beschlußfassung. Eine vermehrte Ausnutzung von Arbeitsmöglichkeiten, namentlich durch noch stärkere Ausschaltung von Ausländern wäre auch heute noch möglich. Weitere Arbeitsgelegenheiten könnten durch Fabrikationszuschüsse des Bundes geschaffen werden. Neben den durch den Bund zu unterstützenden Notstandsarbeiten der Kantone und Gemeinden würden auch die dringende Beseitigung der Niveauübergänge bei den Bundesbahnen, Straßenbau und Bodenverbesserungen weitere Arbeitsmöglichkeiten ergeben. Besonderm Interesse begegnete die „produktive Arbeitslosenfürsorge" im Zusammenhang mit der Risikogarantie des Staates zur Exportförderung. Eine ähnliche Lösung wurde auch für die schweiz. Hotellerie gewünscht.

Dieser Tage hat der **schweiz. Handels- und Industrieverein** getagt. Will man sich ein wirklich objektives Bild von unsern wirtschaftlichen Notwendigkeiten machen, so darf man seine Stimme nicht überhören. Er ist von schwerer Sorge erfüllt, bei unsern — im Verhältnis zum Ausland — übersetzten Produktionskosten und den ausländischen Autarkiebestrebungen den Anschluß an den Welthandel gänzlich zu verlieren. Der einzige Weg zur Rettung und Gesundung sei derjenige der Anpassung an die Weltwirtschaft, alle andern Versuche zur Ueberwindung der Krise würden nur zum Zusammenbruch der Wirtschaft führen. Also Anpassung und nicht Preis- und Lohnstabilisierung! Aus diesem Grunde **warnt der schweiz. Handels- und Industrieverein auch dringend vor der Kriseninitiative.**

Letzten Sonntag hat das Zürcervolk mit überwältigendem Mehr nicht weniger als 5 neue Vorlagen, die Stadt Zürich überdies noch eine 6. betreffend Lohnabbau bei den Gemeindeangestellten angenommen. Die Vorlagen betreffen: Lohnabbau bei den Pfarrern und Lehrern, Erhöhung der Erbschaftssteuer, Beschränkung der Mitgliederzahl des großen Rates von 220 auf 180, Herabsetzung der Taggelder der Räte und Beschränkung der Redebauer und schließlich eine Neuregelung der Gebührenerträgnisse von Motorfahrzeugen und Fahrrädern zwischen dem Kanton und den Städten Zürich und Winterthur.

Des weitern hat die **zürcherische kantonale Polizeidirektion** in Ausführung eines Regierungsbeschlusses vom 8. Februar über das Verbot von Selbstschutz- und Angriffsformationen politischer Parteien die Auflösung des antifaschistischen Kampfbundes (einer zur Hauptsache kommunistischen Organisation) und des Hartes der Nationalen Front verfügt. Das bei zahlreichen Hausdurchsuchungen beschlagnahmte Material wurde in polizeiliche Verwahrung genommen. In Zürich und auch anderwärts wird man aufatmen. Denn die Vorgänge im Reiche draußen zeigen zur Genüge, wohin solches führen würde. Hitler selbst hat eben in einem Interview an die „Gazetta del Popolo" zugegeben, daß die eigentliche Ursache der Röhmrevolte in dem „Rebellentum" seines bisherigen Kampfes gegen das demokratische Regime liege.

Unser 1. August rückt näher. Als erster hat der Kanton **Tessin** beschlossen, ihn als Nationalfeiertag zu erklären. Er gibt damit einen schönen Beweis seiner Anhänglichkeit an unsere schweizerische Eidgenossenschaft.

Ausland.

Noch immer steht **Deutschland** im Mittelpunkt des politischen Interesses. Man könnte nicht sagen, daß sich das Dunkel um die Vorgänge des 30. Juni erhellt und das Weltmißtrauen gegen Hitlers und Görings Aktion gelegt hätte. Die deutsche Regierung ist bis jetzt der Welt — wie seinerzeit bei der behaupteten Kommunistenrevolte und dem Reichstagsbrand, die den Vorwand für die damaligen Verfolgungen lieferten, jedes Beweismaterial über das Röhmkomplott schuldig geblieben. Von solchen Zweifeln aber darf das deutsche Volk nichts wissen. Zahlreiche ausländische Blätter und mit ihnen auch unsere hauptsächlichste Schweizerpresse, sind draußen der Beschlagnahme verfallen. Als Druckmaßnahme erließ darauf unser Bundesrat ein 14tägiges Einfuhrverbot von drei deutschen nationalsozialistischen Zeitungen, worauf die deutsche Regierung prompt mit einem 6monatigen Verbot von „Bund", „Neuer Züricher Zeitung" und „Nationalzeitung" antwortete. Göbbels hat dann allerdings in einer deutsch, englisch, französisch, spanisch und portugiesisch in die Welt hinausgesunkten Rede gegen die „Weltverleumdung" protestiert.

Einiges Erstaunen hat eine andere in Königsberg gehaltene Rede, diejenige des Stellvertreters des „Führers" Rudolf Heß hervorgerufen. Er beteuerte Deutschlands Friedensliebe und ließ an die Frontkämpfer aller Nationen, insbesondere Frankreichs, einen dringenden Ruf zum Frieden ergehen. Man frug sich: Warum gerade jetzt dieser Ruf? Zu einer andern Zeit hätte er wohl ein bereitwilligeres Echo gefunden.

Auf morgen Freitag abend ist nun der deutsche Reichstag zur Entgegennahme einer Regierungserklärung zusammenberufen. Möglich, daß dann die Welt endlich Aufschluß über das Vorgefallene erhält.

Ein weiteres Licht auf die Bevormundung, die sich das deutsche Volk gegenwärtig gefallen lassen muß, wirft das Verbot des Innenministers Frick auf Unterlassung jeglicher den evangelischen Kirchenstreit betreffenden Auseinandersetzungen und Diskussionen in Versammlungen, in der Presse, in Flugschriften — ein sehr bequemes Mittel, die Opposition mundtot zu machen.

Unterdessen hat **Barthou** in **London** „gearbeitet". Er entwickelte die Absichten seiner Ostpolitik, der Schaffung eines Ost- und eines Mittelmeerpaktes, die beide aber England nicht über seine Verpflichtungen aus dem Locarnopakt hinaus belasten sollen und fand dafür ein herzlich wohlwollendes Verständnis. England billigt diese Pläne und ist bereit, sie durch Empfehlungen bei den in Frage kommenden Regierungen zu unterstützen, es hat in diesem Sinne bereits Weisungen an seine ausländischen Geschäftsträger ergehen lassen. Barthou ließ durchblicken, daß wenn auf diese Weise die allgemeine Sicherheit gefestigter wäre, Deutschland dann auch eher in seinen Gleichberechtigungsforderungen eher entgegengekommen werden könnte.

Darüber hinaus ist — von nicht geringerer Bedeutung — die beiderseitige Erkenntnis festgestellt worden, daß ein künftiger Krieg in Europa Frankreich und England militärisch Seite an Seite finden müßte. Eine dahingehende militärische Fühlnahme hat bereits begonnen.

Aus **Oesterreich** kommt die Kunde von einer Umbildung der Regierung Dollfuß im Sinne einer vermehrten Zusammenfassung der wichtigsten Sicherheitsressorts in Dollfuß' Hand, um damit noch energischer gegen alle nationalsozialistischen Ruhestörer vorgehen zu können.

Zeitgenössische Stimmen zum Anteil der Frau am öffentlichen Leben.

II.

Wir können es uns nicht versagen, aus dem gehaltvollen Vortrag „Frauenstimmrecht — Heute", den Herr Prof. Dr. Egger von der Universität Zürich an der Jubiläumsfeier des Schweizerischen Verbands für Frauenstimmrecht hielt, auszugsweise einige Gedankengänge in freier Wiedergabe festzuhalten. Sie bestätigen uns, daß wir auf dem rechten Wege sind, mit unserer Zielsetzung und ermutigen zur weiteren Arbeit. (Der Vortrag wird sehr wahrscheinlich demnächst im Druck erscheinen. Red.)

Es scheint heute ganz unzeitgemäß, vom Frauenstimmrecht zu sprechen. Große Völker haben ihre Rechte eingetauscht gegen Diktatur. Auch bei uns hört man den Ruf nach einem Landammann. Politische Rechte werden ausgehöhlt, inhaltslos. Da verliert der Kampf einer Gruppe um politische Rechte seinen Sinn. Niemand baut ein Haus aus, wenn man im Begriff steht, es abzubrechen. In den zahlreichen Initiativen ist denn auch nirgends von Frauenrechten die Rede.

Aber unzeitgemäße Dinge können über Nacht zeitgemäß werden. Die Welt ist von einer tiefen Unruhe erfaßt, Sehnsucht nach neuer Gestaltung erwacht. Ein neuer Aktivismus erfüllt die Geister. Kommt es zur Totalrevision unserer Verfassung, dann wird es auch zu einem großen Abrechnen und neuen Plänen kommen. Nichts besseres als der Zwang zu grundsätzlicher Besinnung. Sie macht uns aufmerksam auf das, was als altes Ideengut tragenden Grund gibt, auf die heutige Lage des Vaterlandes und sie verlangt Vorarbeit für neue Gesinnung und Gestaltung.

Es ist altes schweizerisches Gedankengut, den Einzelnen zu befreien von Fesseln. Freie Bahn allen Kräften, die sich regen. Das ist auch der tragende Gedanke der Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts. Die Frauen wurden gezwungen, den Kampf ums Dasein im außerhäuslichen Leben aufzunehmen. Auch sie unterstanden den Entwicklungen, welche von den Ideen des 17. und 18. Jahrhunderts, schließlich vom Liberalismus beeinflußt wurden. Um 1800 herum kam die Befreiung der Bauern, um 1900 herum die Befreiung der Arbeiter, auch der Juden, schließlich die des Individuums schlechthin. In diesen großen Zusammenhang hinein gehört auch die

Frauenbewegung.

Die Frau hatte recht, wenn sie sagte, der Staat kann die Mitarbeit der Frau nicht entbehren. Sie hatte recht, wenn sie sagte, die Zurücksetzung der Frau im Staat habe eine Rückwirkung auf das Wirtschaftsleben. Wenn sie im Staat als minderwertig erklärt wird, schafft dies ein Werturteil. Die Frauen hatten recht, wenn sie dieses Werturteil ablehnten, — aber ihre Zeit war noch nicht gekommen.

Und wie ist es heute? Es haben sich große Wandlungen vollzogen bei Staat und Frau. Der Staat von heute ist nicht mehr Rechtsstaat allein, der um das Geistes- und Kulturleben sich nicht kümmert. Der Staat ist zum Wohlfahrts- und Polizeistaat geworden. Er treibt intensive Wirtschaftspolitik. Er stützt und fördert die Wirtschaft und schlägt sie zugleich in Fesseln. Er greift in alle Konflikte der erwerbenden Stände und bestimmt die internationale Wirtschaftspolitik. Auch Kunst, Heimatschutz, Hygiene etc. gehen ihn an und endlich treibt er notgedrungen eine intensive Finanz- und Steuerpolitik. So wird heute jeder Einzelne in den Staat eingebaut. Es gibt keinen einzelnen mehr, der nicht schicksalhaft mit seinem Staate verbunden ist. Somit auch keine Frau. Aber die Angelegenheiten der Frauen werden hinter den Türen beraten, die ihnen heute noch verschlossen sind. —

Die Familie ist klein geworden, sie gibt nicht mehr jeder Frau Schutz, Arbeit und Existenz. Zuerst wurde die proletarische, dann auch die Frau in gehobener Lebensstellung in Berufsarbeit gerufen. Heute ist der wirtschaftliche und psychische Zwang zur Betätigung ganz allgemein. Auch die berufliche Betätigung der Ehefrau hat einen bis dahin unbekannten Umfang angenommen. Der

neue Frauentypus

ist da. Die Frau hat nun einmal die Weite des Wirkungskreises, das Gefühl der Persönlichkeit erlebt. Sie nimmt nun teil an der Entwicklung des Individuums, an der Steigerung der persönlichen Werte und Kräfte. Auch die Kräfte der Frau sind frei geworden, ihre Aktivität, sie will nun diese Kräfte einsetzen im Dienste am Ganzen. Der Spruch „Politisch Lied ein garstig Lied" ist nicht in unserem Land geprägt worden. Fragen wir den Mann, was er von politischer Arbeit hält, den, der den Namen eines Schweizer Bürgers verdient. Er ist stolz auf seine Mitarbeit im Staat. Er weiß, daß da an seine besten Eigenschaften appelliert wird, daß er sich mit solcher Arbeit selbst ehrt. Er muß sich umsehen, orientieren, entscheiden wie ein Richter. Er empfindet sein Recht und seine Pflicht als einen Teil seiner Selbstachtung. Seine Bürgerrechte sind ihm ein bürgerlicher Adelsbrief, er ist nicht mehr nur ein Individuum und eine Privatperson, er ist ein Bürger! Hilty nennt das Stimm- und Wahlrecht „ein großes und unentbehrliches Erziehungsmittel der Bürger". Schindler, Wackernagel sagen es heute, welche seelische Bereicherung für die Männer in der Mitarbeit am Staate liegt. Aus diesem Born wollen nun auch die Frauen trinken. Wenn sie in der heutigen Athmosphäre, die sie nicht selbst geschaffen haben, leben müssen, wie der Mann, dann wollen sie Anteil an ihr haben wie der Mann und sie haben allen Grund dazu. Die Frauenrechtsbewegung ist gerecht. Den Frauen auch die staatsbürgerliche Gleichheit einzuräumen, nachdem sie die zivilrechtliche erhalten haben, ist nur konsequent.

Was erfordert die Lage des Vaterlandes? Das Ende des Weltkrieges hatte der Demokratie den Sieg gebracht. So war der Aspekt nach 1918. Eine weitere stete Entwicklung in diesem Geiste hätte die Schweiz von ihren speziellen politischen Aufgaben sehr entlastet, sie hätte dem Frieden gedient. Auf die Dauer hätte sie uns wohl vor eine große Schwierigkeit gestellt. Sie hätte den politischen Lebenswillen gelähmt. Schon Gottfried Keller sprach einmal die Befürchtung aus, es könnte eine ausgesprochen demokratische Entwicklung Europas vielleicht eine allmähliche Auflösung der Schweiz als Staat vorbereiten; aber die Entwicklung ging anders. Ein neu gesteigerter Nationalismus schuf neuen Etatismus, Militarismus, Imperialismus und plötzlich sehen wir uns in unserer eigenen politischen Existenz belastet, ja gefährdet.

Hilty drückte einmal die Meinung vieler aus, als er sagte, die größte Sicherheit der Schweiz bestehe darin, daß ihr staatlicher Aufbau von allen Gebildeten Europas als im Prinzip richtig anerkannt und verehrt werde. Heute aber dringt unsere Stimme nicht mehr über die Grenzen hinaus, wohl aber hören wir bei uns die Stimmen, die hereindringen von jenseits der Grenzen.

Heute durchdringen die politischen Dinge das ganze geistige und wirtschaftliche Leben. Und das auf lange Jahre hinaus. Damit sind wir vor die Notwendigkeit unserer Selbstbehauptung gestellt. Wir leben geistig in Kriegszeiten, auch wir müssen die Festung beziehen.

Dann erst, wenn in den einzelnen Gliedern, aus denen Gemeinde und Staat bestehen, der Glaube an die Möglichkeit, an die Notwendigkeit der eigenen Besserung aufgegangen und tätig geworden ist, vermögen sie in Gemeinden und dem Staat wirklich zu helfen.

Jeremias Gotthelf.

Ganz kleine Liebe.

Von Victoria T. Wolf

Als Thea Rohn im Reisebüro Unter den Linden plötzlich Georg Hungler aufstehen sah, errötet sie, ganz wie vor fünfzehn Jahren, als sie ihm beim Eislaufen in die Arme gerannt war. Sie antwortet auf seine Frage, was sie hier treibe, auf diese lächerliche Frage, die man immer stellt, wenn alle besseren Worte ausbleiben, daß sie sich eine Fahrkarte nach München holen wolle, um wieder heimzufahren. Ja, Berlin sei schön gewesen, anregend, aber anstrengend; sie wiederholt diese abgeernteten Floskeln im Konversationston mit dem gekannten Lächeln, das so echt an ihr aussieht. Georg sieht sie ernst und ganz und gar unkonventionell dabei an und sagt spontan, ohne jede Vorbereitung oder Ueberleitung: „Ich würde mich freuen, wenn ich dich im Auto mitnehmen dürfte. Ich fahre auch morgen heim, da ich in Frankfurt eine Besprechung habe, brauchen wir zwei Tage. Für den Umweg wirst du durch eine schöne Gegend belohnt."

Thea ist so sehr erschrocken, daß sie zittert, sie ist hineingestellt in die Wirklichkeit eines Traumes, eines Wunschtraumes, der, nie eingelandeten, in die Tiefen des Unterbewußtseins hineindammerte. Ist dieses Reisebüro mit seinen Stahlmöbeln und Flugkarten, Prospekten und Landkarten die Kaufstätte der Erfüllung? Thea, die Selbstsichere, die Redegewandte, die große und furchtlose Thea zittert wie ein kleines Mädchen, das ihren ersten Kuß bekommt und sagt dabei, wie wenn das eine Einladung zum Cocktail wäre: „Gerne, Georg, wenn es dein Ernst ist."

„Bei dir kenne ich keinen Spaß, Thea", sagt er schnell und glaubt den Doppelsinn übertönen zu können, indem er ohne Pause alle möglichen Einzelheiten der Reise aufzählt.

Er steht vor ihr in seiner leicht vorgebeugten, vertrauten Haltung, die jedem Gespräch eine persönliche Wärme gibt, er steht vor ihr, wie wenn es so sein müßte, und Thea kann nur einige belanglose Worte reden; ihre Gedanken spielen immer mit dem einen Satz: „Es wird wahr."

Einige Verabredungen sind nötig; der Start ist morgens acht Uhr, ihre Adresse Hansa-Allee, der Wagen ist offen und geschlossen zu fahren, das Gepäck hat Platz, etwas Proviant darf sie mitnehmen, vielleicht auch Badezeug.

Abfahrt früh um acht Uhr. Man spricht ein paar Worte, Morgenstunde ist roh, kalt und nüchtern. Berlin hängt noch an ihnen, drängt sich durch die Scheiben, immer wieder redet eine Erinnerung von gestern, noch sind sie nicht eine Einheit, die gemeinsam einen Tag zustreben. Noch sind sie Thea und Georg, zwei fremde Menschen, die durch den Zufall zusammenkamen. Georgs Hände liegen am Steuer, sein Mund schweigt; Theas Blick ist noch nicht sicher, er geht unruhig durch die Fenster und leistet sich nur seltene Ruhepunkte auf Georgs Händen. Diese weiche, gepflegte, männliche Hand, die sie vor fünfzehn Jahren auf dem Eis vor dem Fallen schützte, diese Hand ist Georgs Schönheit. Sie ist besessen von ihr, sie streichelt sie in Gedanken, sie legt sie in ihre beiden Hände, an die Schläfen; ihre Lippen liebkosen sie zart. Oh, sie treibt einen Kult mit dieser Hand. Diese Hand erzählt von Frauen, sie schmeichelt von Liebe. Thea hört nur von ungefähr, was er ihr von den Vorzügen des Motors erzählt. Wichtig ist ihr nur seine Hand. Ein schneller Blick umfaßt prüfend den Kopf. Er ist gut und klug, aber er ist nicht schön, er ist gepflegt und sauber, aber er ist nicht wie die Hand. Wie gut, daß sie so nahe liegt und daß sie sie unauffällig liebkosen kann.

Berlin ist nun schon sehr ferne. Die Elbe liegt hinter ihnen; die Saale rückt nahe. Wie gut, daß Berlin schwindet und damit alles, was mit dieser Stadt zusammenhängt. Es hängt viel mit Berlin zusammen. Georg lebt dort mit einer Frau, die er aus Familienrücksichten nicht heiratet. Er fühlt sich dieser Frau verbunden — wer kennt den Unterschied von Liebe und Gewöhnung? Der Bannkreis der Stadt ist auch Bannkreis dieser Frau. Es ist nicht gut, mit einem gefesselten Mann zu reisen. Thea ist auch nicht ohne Bindung. Sie ist das, was die anderen eine glückliche Frau nennen, geliebte Gattin, Mutter zweier Kinder. Sorgloses Dasein, ausfüllender Pflichtenkreis, Zeit für Liebhabereien, man munkelt sogar von einem Freund; Georg weiß das alles, er gehört in ihre Sphäre, ganz von ferne zwar und sehr verhalten, aber er weiß als früherer Freund ihres Mannes um alles Bescheid. Ist München nicht eine große Kleinstadt? „Wir reden nicht über München, Georg, zwei Tage lang nicht. Haben wir nicht genügend anderes zu sagen? Wir sehen uns doch so selten!" Die Antwort ist kein Echo auf ihre Bitte. Sie ist trocken und sachlich und beinahe barsch; sie ist unpersönlich und eigensinnig. Thea fügt sich sofort in seinen Ton. Sie gibt bei diesem Manne ihre Persönlichkeit auf, sie ordnet sich unter, sie fühlt einen nie gekannten Gehorsam, der beinahe zur Demut wird. — Sie fahren durch einen Wald, dem die Sonne noch Kühle gelassen hat. Thea spielt mit dem Wunsch zu rasten; ein Picknickplatz wäre bald gefunden, aber sie wagt diesen Vorschlag nicht, diesen kleinen, unbedeutenden Eingriff in seine Zeit, sie wagt ihn nicht, sie, die Frau, die gewohnt ist, zu verfügen, zu bestimmen, die Reisen vorbereitet mit derselben Leichtigkeit, mit der andere Frauen ihre alltäglichen Kleinigkeiten einkaufen. Das Bewußtsein dieser Hörigkeit ist ihr mehr wohliges Geborgensein als Pein. Georg hat selbst den Wunsch nach Auspannung.

Sie sitzen im Gras nebeneinander, als wären sie in einer Hotelhalle; sehr viel Offizielles ist zwischen ihnen aufgerichtet. Menschliches, läßt sie frösteln. Als sie wieder in den Wagen steigen, verbeißt Thea den Wunsch, selbst zu fahren; sie liebt den Motor, sein Summen ist ihr Musik, gibt ihr Schwung; sie liebt, Tempo zu fühlen, das Vorwärts zu spüren; sie ordnet sich unter und wartet auf Georg. Er schnippt ihr einen kleinen Käfer vom Mantel, eine Bewegung, die Vertrautsein verrät und sie heftig durchströmt. Dann hört sie unter vielem Geplapper einen Satz von tieferer Bedeutung. „Weißt du, Thea, daß ich erst heute die Absicht bekam, nach München zu fahren, als ich dich im Reisebüro traf?" Sie bleibt still, so still, um keine Störung in diese Worte zu bringen, um alles zu hören, um alles zu trinken. Sie schaut ihn nur an.

„Ja, ich wollte gerne zwei Tage mit dir allein sein; wir sind selten allein, das ist gut so, ich wünsche es nicht anders, verstehst du, aber gestern erschienst du mir als Wegweiser."

„Ja", sagt Thea, nichts als „ja". Eine gedankenvolle Pause folgte diesen Worten. — Es ist aus mit dem Gerede um jeden Preis. Thea hätte nichts anderes tun wollen, als diese Hand wieder und wieder streicheln, sie darf es nicht, sonst weiß sie nichts, also wartet sie weiter. Georg schweigt auch, kann man jetzt von Straßen reden, von Kurven, von schlechten Wegbezeichnungen, von den Blumen auf der Wiese, von den häßlichen Häusern? Er kennt sich nicht aus in den Frauen von Theas Art, er kennt Primitive und Unkomplizierte; zu Thea fährt ihn ein langer Weg, der seinen Anfang in der Jugend hat.

Eine seltsame Art von Liebe fühlt er für diese Frau, eine Liebe, die brennt und weh tut, wenn er in ihrer Nähe ist, die echt ist und tief und viel mehr als nur eine Spielerei des Eros. Es ist ein Ahnen um Möglichkeiten beglückenden Erlebens mit dieser Frau; ein Wissen um ein Glück, das nie sein kann, weil die Kraft fehlt, die alle Widerstände überwinden würde. Es ist einige Male geschehen, daß sie sich bei Gesellschaften und Festereien gelockert durch Alkohol und allgemeinen Frohsinn, Dinge

Was tut ein Land in dieser Lage? Es gilt Konzentration der Kräfte, Aktivierung der brachliegenden Reserven und damit kommen wir wieder zum Postulat des Frauenstimmrechts. Sogar die heutigen Diktaturstaaten wollen die Frauen gewinnen.

Wir sehen in unserem Lande viele Frauen, die auf ihrem Posten „ihren Mann stellen". Wir sehen allerdings vor uns eine noch größere Schar von Frauen, die den Sorgen im öffentlichen Leben verständnislos gegenüber stehen. Dürfen wir sie noch in dieser Verfassung belassen? Auf die Mitarbeit der Erstgenannten verzichten? Das dürfen wir nicht mehr. Wir müssen die Frauen heranziehen, um der Kinder, um der Zukunft willen. Wo aber wird der politische Geist der Jugend geprägt? In der Schule, der Presse, in Vereinen und Parteien. Einen stärkten Faktor berücksichtigt man noch immer nicht:

die Mutter.

Wo die Mutter interesse- und verständnislos ist, besteht die Gefahr, daß auch die junge Generation sich dem Staatsleben entfremdet. Aber auch den Männern kommt die Mitarbeit der Frau zugute. Der Mann kann seine Frau belehren und sich von ihr belehren lassen. Bei Wahlen und Abstimmungen kommt heute oft nur die Willensbildung eines sehr kleinen Teiles des ganzen Volkes zum Ausdruck. Einsetzen neuer Kräfte ist ein Gebot der Stunde. Es gilt nicht nur, die Demokratie zu verteidigen. Eine Verteidigung, die sich nur auf die Defensive verlegt, ist schon halb verloren. Neue Gestaltung, Kollaboration ist nötig. Und das wollen die Frauen. Frauenrechte wollen, hat heute nichts mehr mit Gleichmacherei zu tun. Die Rechte werden heute nur als Mittel zu erfreulicher Mitarbeit, zu Pflichterfüllung und Mittragen der Verantwortung verlangt.

Die Frauen haben vielfach mit wahrhaft staatsmännischer Sicherheit erkannt, wo ihr Platz ist und wo ihre Aufgabe. Im Programm „Frau und Demokratie" ist dies im Einzelnen ganz ausgezeichnet erfaßt. Noch wertvoller ist der Geist, der aus ihm spricht.

Unsere Zeit ist leidend, ist krank. Diagnose ist nötig. Schon Nietzsche hat es in den Siebzigerjahren vorausgesehen. Seine Vision, daß ungeheure Kräfte, aber wilde, ursprüngliche und ganz und gar unbarmherzige Kräfte große Erschütterungen hervorbringen werden, hat sich bewahrheitet. Unsere Zeit ist die Zeit eines großen Verfalles und Auseinanderfallens. Stehen wir vor einer Auflösung der abendländischen Kultur? Wo ist der Ausweg aus dieser Krise? Die einen suchen ihn beim Diktator, der staatlichen Subordination. Das ist eine institutionelle Lösung für ein seelisches Problem.

Es bleibt der andere Weg. Vorerst nicht durch den Staat: es müssen die seelischen Kräfte für wahre Gemeinschaftsbildung wieder frei gemacht werden. Es müssen wachsen Liebe, Achtung und Mut, menschliche Verbundenheit und Solidarität, der Glaube an eine menschliche Schicksalsgemeinschaft, der Glaube an Gott. Das ist uralter Humanismus. Unsere Kämpfe auf diesem Boden sind eine Episode im ewigen Kampf um die Befreiung des Menschengeschlechts. Neu können nur die Mittel sein, Kräfte zu finden, rein und unverbraucht! In diesen großen Zusammenhang hinein gehört die Frauenfrage.

Die Diktatur stößt die Frau von sich. Wer um Menschentum kämpft, muß die Frau rufen und ihr die Tore öffnen. Die Frau hat in ihrem Wesen stärkere Dämme gegen Zügellosigkeit, sie ist Regulatorin der Sitten. Sie ist mehr gesetzgegen den Glauben an die Organisation. Sie ist zu persönlich, sie ruht zu stark in sich selbst, sie steht nicht unter, sondern über dem Institutionellen. Sie ist Trägerin des Lebens, sie müßte sich selbst richten, ließe sie das Menschliche in Fesseln schlagen. Und schließlich ist sie Mutter und als solche Trägerin der Menschengemeinschaft. Muttergeist ist Geist des Menschentums. Das wird bestätigt durch das Wirken der Frauen selbst. Die amerikanische Frau hat den Kampf gegen Sklaverei, die englische Frau den Kampf gegen die doppelte Moral aufgenommen. Die Geschichte der Frauenbewegung in der Schweiz zeigt die gleichen Merkmale: immer und überall setzten sich die Frauen ein für eine gerechtere Behandlung des Menschen.

In politischem Schlagwort zusammengefaßt ist zu sagen: Das Frauenstimmrecht ist heute, gerade heute notwendig, es ist ein Postulat sowohl der liberalen als auch der sozialen, es ist das Postulat der schweizerischen Demokratie. Die Forderung nach politischer Gleichstellung der Frau gliedert sich ein in das große Ringen um Menschlichkeit und Menschentum. —

Aus dem Leben Marie Curie-Sklodowskas.

Eine Erinnerung.

Von Priv. Doz. Dr. Franziska Baumgarten.

Es gehörte zur Ehrenpflicht einer jeden in Paris sich aufhaltenden Studentin, die Vorlesung von Marie Curie einmal zu besuchen. War sie doch die erste und einzige Frau, die einen Lehrstuhl in der ehrwürdigen Sorbonne innehatte, war sie auch die erste und einzige Frau, die den Nobelpreis für eine wissenschaftliche Entdeckung erhielt. Dieser Pflicht folgend sah ich Marie Curie zum erstenmal — ein regnerischer Novembermorgen verdunkelte den Hörsaal, von meinem entlegenen Sitze aus hörte ich eine feste, obwohl nicht laute, traurig klingende Stimme fließend französisch sprechen, sah, wie eine schmale Hand mit sicheren Bewegungen auf der Tafel mathematische Formeln schrieb und wie eine hohe, wundervoll gewölbte Stirn, als die Dozentin dem Auditorium zugewandt, sprach, aus dem in graue Dämmerung gehüllten Saal mir entgegenleuchtete.

Nach vielen Jahren, 1930, wieder an einem Novembermorgen, sah ich diese außergewöhnliche Frau zum letztenmal. Diesmal saß ich ihr gegenüber und konnte in ihr Gesicht schauen. Es war das Antlitz eines Menschen, der es dem Leben überlassen hat, es mit seiner Runenschrift zu bedecken. Müde und abgespannt war es und wieder war es die außergewöhnliche Stirn, die die Aufmerksamkeit gänzlich fesselte. Warum ist aber diese erfolgreiche Gelehrte und glückliche Mutter so traurig? fragte ich mich selbst. Im Gespräch über ein Frauenproblem, betonte sie immer wieder die Notwendigkeit, mit der Realität zu rechnen, auf dem realen Boden der Tatsachen zu stehen. Ich bemerkte in diesem Zusammenhang, wie wenig man eigentlich von ihr als Frau in der Oeffentlichkeit wisse. Es werden immer nur Daten ihrer Ausbildung, ihrer Entdeckungen und Auszeichnungen mitgeteilt.

— „Ich will nicht, daß man zu meinen Lebzeiten mehr von mir weiß — erwiderte sie — wozu denn? Nur einmal habe ich ausführlich über mich selbst geschrieben, als ich die Biographie Pierre Curie's verfassen mußte. Das war ich ihm schuldig. Lesen Sie es." Sie senkte den Kopf und es war unschwer zu bemerken, daß eine Erinnerung sie sichtlich bewegte.

Mit Mühe verschaffte ich mir viele Monate später die von ihr geschriebene Biographie ihres Gatten. Ich las es und begriff die Bewegtheit von Frau Curie. Es enthält eine schwere, schwere Anklage.

Sie erwähnt dort nur kurz von sich selbst, daß es ihr erst im 25. Lebensjahr möglich war, wissenschaftlichen Studien in Paris obzuliegen. „Ich wohnte damals im 6. Stock eines Hauses des Studentenviertels. Die Wohnung war armselig wegen meiner mehr als bescheidenen Mittel. Pierre Curie besuchte mich und bekundete eine schlichte und ehrliche Sympathie für mein arbeitsreiches Leben." Sie verschweigt die interessante Tatsache, daß sie sich vergeblich um die Stelle einer Assistentin an der Universität Krakau bemühte. Dagegen schildert sie ausführlich, unter welch schweren Verhältnissen Pierre Curie gearbeitet hat. „Als Lehrer in der Ecole Physique besaß er weder sein eigenes Laboratorium noch ein Zimmer zu seiner ausschließlichen Verfügung. Er besaß auch keine Dotierung für seine Untersuchungen. Erst nach einigen Jahren erhielt er eine kleine jährliche Unterstützung für wissenschaftliche Zwecke. Das für ihn notwendige Material wurde ihm bis dahin aus dem sehr bescheidenen Budget der Schule beschafft." Indem sie einen Ueberblick über seine Entdeckungen gibt, unterstreicht sie immer wieder, daß diese ohne entsprechende Lokalität und ohne notwendige Mittel zustande gekommen sind.

„Es scheint merkwürdig, daß Pierre Curie trotz seiner Verdienste 12 Jahre auf dem sehr bescheidenen Posten des chef des travaux blieb. Das ergab sich wohl aus der Leichtigkeit, mit welcher man die Menschen vergißt, die nicht empfohlen, unterstützt und durch starken Einfluß habende Persönlichkeiten protegiert werden. Die Unabhängigkeit seines Charakters erlaubte ihm nicht, um die Besserung seiner außerordentlich bescheidenen Existenzmittel zu bitten, denn das von ihm erhaltene Honorar überstieg nicht den Lohn eines Arbeiters (gegen 300 Frs. monatlich) und reichte kaum für seinen ganz bescheidenen, seinen Beschäftigungen angepaßten Unterhalt."

Sein Gehalt betrug 500 Frs. monatlich, als Pierre Curie die völlig mittellose Studentin heiratete. „Die Mittel erlaubten uns nicht, ein Dienstmädchen zu halten, ich war gezwungen, allein unsere Zimmer zu machen und zu kochen. Während der Ferien konnten wir keine Reisen machen, sondern waren gezwungen, in der gleichen Gegend zu bleiben. Wir lebten damals möglichst bescheiden, in entlegenen Dörfern, wo man uns kaum von den stetigen Einwohnern unterscheiden konnte... Die Geburt des Kindes erschwerte uns noch die Bedingungen unserer Arbeit, da ich den häuslichen Arbeiten mehr Zeit widmen mußte... Man mußte sich bemühen, daß unsere Einkünfte für die Erhaltung der vergrößerten Familie und des notwendig gewordenen Dienstmädchens reichten. Unsere materielle Lage blieb aber noch unverändert die zwei nächsten Jahre."

Es folgen Schilderungen, unter welchen ungenügenden Bedingungen die ersten Arbeiten über die radioaktiven Körper zustande kamen. „Wir waren gezwungen, unseren Schuppen (ein alter hölzerner Schuppen, den man ihnen überlassen hatte) mit großen Gefäßen, die Flüssigkeiten und Ablagerungen enthielten, zu füllen. Das Umhertragen dieser Gefäße und das Ausschütten ihres Inhaltes war eine zur Erschöpfung führende Beschäftigung. Es ermüdete mich auch das stundenlange Kochen dieser Masse und das ständige Mischen mit einem eisernen Rührstock."

Und weiter liest man das erschütternde Bekenntnis aus den Jahren nach der Entdekkung des Radiums: „Trotzdem wir alle unsere Anstrengungen auf die begonnene Arbeit zu konzentrieren wünschten und trotz unserer bescheidenen Bedürfnisse mußten wir im Jahre 1900 doch zu der Ueberzeugung kommen, daß die Erhöhung unserer materiellen Mittel eine Notwendigkeit wurde. Pierre Curie hatte wenig Illusionen, daß er in Paris einen wichtigeren Lehrstuhl erhalten könnte, welcher — bei nicht hohem Honorar — seiner wenig anspruchsvollen Familie ohne Nebeneinkünfte zu existieren erlaubte. Da er weder die „Ecole Normale" noch die „Ecole Psychotechnique" absolviert hatte, konnte er die oft entscheidende Unterstützung nicht erhalten, die diese Schulen ihren Zöglingen gewähren. Den Posten, um den er auf Grund seiner Arbeiten das Recht hatte, sich zu bewerben, hat man oftmals andern zugesprochen, sogar ohne seine Kandidatur vorzuschlagen. Anfangs 1898 bemühte er sich erfolglos um den nach dem Tode Salets freien Lehrstuhl für Physikalische Chemie und dieser Mißerfolg bestärkte ihn in der Meinung, daß er auf keine Förderung rechnen könne. Endlich erhält Pierre Curie Physikstunden für Mediziner und solche in einem Lehrerseminar in Sèvres: „Er lehrte in zwei Schulen und die Vorlesungen für Mediziner machten ihn müde, da die Zahl der Hörer groß war. Auch ich mußte viel Zeit für die Vorbereitung meiner Vorlesungen und praktischen Arbeiten (im gleichen Lehrerseminar) opfern...."

Auch während dieser Zeit (1900) klagt Frau Curie, daß ihr Mann noch kein Laboratorium für sich hatte. „Und er sollte doch für sich allein arbeiten können!" ruft sie aus. Und schildert, welche Bemühungen er zwecks Erhaltung der ihm nötigen Lokalitäten unternahm. „Seine Lehrtätigkeit machte es ihm unmöglich, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren. Er war gezwungen, viel zu gehen, was ihn sehr ermüdete, umso mehr, als er unter starken neuralgischen Schmerzen infolge schlechter Arbeitsbedingungen litt. Er bewarb sich infolgedessen um den Lehrstuhl für Mineralogie an der Sorbonne, zu dem er auf Grund seiner grundlegenden Arbeiten über die Physik der Kristalle volles Anrecht hatte, doch es gelang ihm nicht, diese Stelle zu erhalten."

Im Jahre 1901 erhielt er von der Akademie der Wissenschaften einen Preis, aber im folgenden Jahre wurde seine Kandidatur als Mitglied der Akademie abgelehnt. Erst das Jahr 1903 bringt ihm die erste große Anerkennung in England. 1905 erhält das Ehepaar den Nobelpreis. Nun wird Curie zum Professor der Sorbonne ernannt, ein Laboratorium wird ihm zugesprochen, seine Frau zum chef des travaux bestimmt. Doch der Bau wird aus Geldmangel nicht in Angriff genommen. Unmutig darüber läßt Pierre Curie dem Minister, der ihm den Orden der Légion d'honneur anbietet, sagen: Bitte danken Sie dem Herrn Minister und teilen Sie ihm mit, daß ich gar keine Bedürfnis nach einem Orden fühle, dagegen ist mir ein Laboratorium dringend notwendig. Und Marie Curie fügt hinzu: „Man kann sich des Gefühls der Erbitterung nicht erwehren... daß der große französische Gelehrte nie über ein ihm entsprechendes Laboratorium verfügt hatte. Und doch offenbarte sich sein Genie schon in seinem 20. Lebensjahr. Wohl wenn er länger gelebt hätte, hätte er sich früher oder später zufriedenstellende Arbeitsverhältnisse erkämpft, aber im Moment seines vorzeitigen Todes in seinem 48. Lebensjahre entbehrte er sie. Bedenken wir, wie groß die Erbitterung des Wissenschaftlers sein muß, der seine Werke mit dem vollen Enthusiasmus durchführt und die Realisierung seines Traumes, infolge fortdauernden Geldmangels nicht erleben kann. Kann man ohne tiefen Schmerz an die unersetzliche Verschwendung des größten Volksschatzes — und der ist das Genie — die Kraft und der Mut seiner besten Kinder, denken?"

Sie endet diese Biographie mit den Worten: „Es wäre gut, sich vorzustellen, wie viel Opfer ein solches Leben (des Wissenschaftlers) verlangt... Die Arbeit eines Gelehrten im Laboratorium ist nicht, wie viele es meinen, ein ruhiges Idyll, öfters ist es ein hartnäckiger Kampf, den man den Dingen, der Umgebung, sich selbst ansagt. Große Entdeckungen springen nicht fertig aus dem Geiste der Wissenschaftler hervor, wie Minerva in voller Rüstung aus dem Haupte Jupiters — sie sind Früchte der angehäuften früheren Bemühungen. Quer durch die Tage der aktiven Schöpfung legen sich andere Tage des Zweifels, wo alles versagt, wo die Materie selbst ein Feind zu sein scheint. Dann muß man sich aufschwingen, den Kampf gegen die Entmutigung zu führen. Ohne seine unbeugsame Geduld zu verlieren sagte mir manchmal Pierre Curie: „Schwer ist doch das Leben, das wir gewählt haben." — Und nun stellt Frau Curie die verhängnisvolle Frage: „Welche Genugtuung gibt die Gesellschaft den Gelehrten für diese wunderbare Hingabe ihrer selbst? für die der Menschheit erwiesenen Dienste? Verfügen diese Diener der Idee über Bedingungen, wie sie für ihre Arbeit notwendig sind? Sind sie vor Not geschützt? Das Beispiel Pierre Curies und vieler anderer zeigt, daß das Gegenteil der Fall ist. Um möglichst gute Arbeitsbedingungen zu erlangen, muß man häufig die Kräfte der Jugend in den täglichen Sorgen um die Existenz erschöpfen. Die heutige Gesellschaft — die von starker Begier nach Luxus und Reichtum erfüllt ist, kennt nicht den Wert der Wissenschaft. Sie versteht nicht, daß das der kostbarste Teil unseres moralischen Erbgutes ist. Sie gibt sich keine Rechenschaft darüber, daß die Wissenschaft die Grundlage eines jeden Fortschrittes bildet, der das Leben des Menschen erleichtert und seine Leiden vermindert."

Ich lese diese Zeilen und verstehe jetzt, warum das Antlitz dieser Frau, die als der größte weibliche Genius gefeiert wird, keine Freude, keine Genugtuung widerspiegelt. Konnten sie denn die Triumphe ihres späteren Lebens den Schmerz vergessen lassen, den sie in ihrer Jugend fühlte, als sie zusammen mit dem von ihr vergötterten Mann schwere, sie beide verzehrende Existenzkämpfe führte?

Auch das Ehepaar Curie erlitt die Tragödie des nicht zur Zeit erkannten Genies.

*

Aus Paris erfahren wir:

Der Minister für nationale Erziehung gibt bekannt, die Regierung habe von einem nationalen Begräbnis für Frau Curie abgesehen, da sie von der Familie der Verstorbenen informiert worden sei, daß die Beerdigung auf Wunsch der Verstorbenen in größter Stille stattfinden werde. Die Pariser Universität hat daraufhin den Beschluß gefaßt, bei Wiederbeginn der Vorlesungen im Herbst eine feierliche Ehrung der verstorbenen Nobelpreisträgerin vorzunehmen.

Ein Pariser Stadtrat hat den Antrag eingebracht, einer Straße der Stadt Paris den Namen von Frau Curie zu geben. Der Stadtrat hat über diesen Antrag noch nicht beraten, doch zweifelt man nicht, daß er angenommen wird.

Eindrücke von der 18. Internationalen Arbeitskonferenz.*

II.

Die Erwartung, daß dieses Jahr, da zwei Traktanden den besonderen Arbeiterinnenschutz betrafen, die Zahl der weiblichen Delegierten und technischen Berater besonders groß sein werde, ist nicht in Erfüllung gegangen. In ihrer lebhaften sympathischen Art brachte die norwegische Berichterstatterin Betty Kielsberg ihre Enttäuschung hierüber in der Plenarversammlung vom 16. Juni zum Ausdruck. Von rund 48 anwesenden Delegierten und technischen Ratgebern, so führte sie aus, seien nur 14 Frauen, wovon 11 in der Regierungsgruppe und 3 in der Gruppe der Arbeitnehmer. Die Zahl sei also verschwindend klein. Dabei müsse man daran denken, daß der Friedensvertrag

* Vgl. Nr. 26.

---

gesagt haben, die ins Mark trafen, daß sie sich nahe kamen und aneinander glaubten, daß sie Küsse getauscht hatten, flüchtige, spielerische erst, bis sie plötzlich sich nicht mehr loslassen konnten, bis sie glaubte, diesen Mund nie mehr entbehren zu können, bis sie weich und schwach und selig sich an seinem Hals festklammerte, bis sie .... bis sie sein verzweifeltes: „Das ist ja fürchterlich" hörte. Dann war alles aus, todmüde, todtraurig, ein Griff nach der Tasche, Puder, Kamm, Lippenstift, ein Adieu, ... Die Tage danach waren quälend, bohrend, glanzlos; warten auf einen Anruf, eine Karte, nie geschah etwas; man mußte die Wunde verheilen lassen; schließlich gibt es viele frohe und schöne Dinge auf der Welt; schließlich stirbt man nicht an gebrochenem Herzen. Das Leben geht weiter.

Diese Reise liegt nicht in seiner Linie, sie ist ein plötzlicher Einfall, ein Versuch, eine Entgleisung; sie wird ihm morgen zeigen, ob er recht daran tat. Aus diesem Glauben heraus kommen seine Worte: „Ich wollte gerne einmal mit dir allein sein." — Der Thüringer Wald wird erobert, Kurve um Kurve, Meter um Meter. Oben lohnt eine herrliche Sicht, eine kräftige Luft, ein hübsches Gasthaus, oben fühlen sie sich wohl wie nach gemeinsamer Arbeit.

Georg schiebt sich in Theas Arm, und sie schlendern durch einen Park. Sie genießen ihre Nähe als kostbares Geschenk. Sie bedienen sich, wie sich zwei Leute bedienen, denen das erste gemeinsame Mahl heilige Zeremonie ist, sie legen der Nachtisch-Zigarette die Bedeutung einer sakralen Handlung bei. Sie nehmen sich und ihre Gewohnheiten ernst und wichtig, und keine Außenwelt stört sie dabei; die Außenwelt beginnt Nebensache zu werden, völlig zu verschwinden. Am Nachmittag hört man Fragen zwischen ihnen, belanglose Worte, wie sie nur Menschen finden, die zusammengehören. „Bist du müde, Georg, willst du nicht ausruhen?" — „Thea, wollen wir nicht baden?" — „Soll ich dir eine Zigarette anstecken, Georg?" — „Willst du einen Bonbon, Thea?" Fragen, in denen viel Liebe und Zartheit zittert. Fragen, die mit einer Tiefe gestellt werden, als ob sie das Schicksal von Millionen entscheiden sollten.

Georg fährt durch die Landschaft, von der er nicht viel sieht, sie muß wohl schön sein, er freut sich, wenn er Theas Hand spürt, die ihn ab und zu auf ein schönes Fleckchen aufmerksam macht. Wenn diese Schönheit nur nicht aufhören wollte. Der Tannus liegt hinter ihnen, in Frankfurt wartet kein Geschäftsfreund, beichtet er, sie fahren die Bergstraße und wollen nach Heidelberg — Heidelberg, Sommer, Sonne, Neckar, Liebe. Ist das nicht ein Roman? Ein Idyll, Georg, sind wir die richtigen Helden für ein Idyll? Vor der Einfahrt in das Hotel fragt Georg: „Für was halten uns die Leute, Thea?" — „Für das, was wir sind." — „Ja, was sind wir denn, Kind?" Thea weiß keine Antwort; die Geschäftigkeit der Ankunft erlöst sie davon. Georg ist reisegewandt, er erledigt das Notwendige mit Ueberlegenheit; Thea findet sich für und ohne eigene Mühe in einem netten kleinen Zimmer wieder, sie hat eine Stunde Zeit bekommen und kann sich ausruhen. Eine Stunde ist zuviel. Was tut sie mit dieser Unmenge Zeit? Das gibt nur unnütze Gedanken. Es ist ihr nicht möglich, unbeschäftigt im Zimmer zu warten, sie versucht, im Hotelgarten ihre Nerven zu besiegen. Ist je schon eine Stunde so langsam verstrichen? — Georg kommt umgekleidet, erfrischt, elastisch die Treppe herab. Er wählt einen Tisch, zu dem die Musik nicht zu laut dringt und den ein Lämpchen rosa beschattet. Er wählt ein Genießer-Sommermenu, dazu eine kalte Ente; er versteht sein Amt. Trotzdem spürt Thea eine nervöse Unbeholfenheit, eine Art zurückgedrängter Explosionsgefahr. Der Abend ist viel weniger harmlos als Georg ihm den Anstrich gibt. „Weiß dein Mann, daß du mit mir gefahren bist?" Diese Frage ist eine offene Karte.

Thea sagt, daß sie Heimlichkeiten nicht nötig habe, wozu das?

„Und was hat er dazu gemeint?" Georg möchte wohl von Eifersucht hören, aber Theas Antwort ist beängstigend ruhig. „Viel Vergnügen hat er mir gewünscht."

Sie weiß, wie dumm sie redet, aber sie hat keine anderen Worte mehr. Es ist eine große Furcht in ihr, daß er auch die guten persönlichen Worte verlieren wird, daß er ärgerlich wird, daß er einen schweren Kopf bekommt.

Ihre Hand spielt auf dem Tisch, zerknüllt Papier, zerpflückt eine Blume; diese Hand muß ruhig werden. Schon will sie sie zurücknehmen, als Georg seine fest auf sie legt. Er sagt nichts, nur seine Hand spricht so zart, wie es Thea geahnt hat.

„Deine Hand ist wunderschön, Georg, ich hab sie gern; daß ein Mann soviel Weichheit haben kann." Er sagt wieder nichts, nur seine Augen staunen.

Die Hände haben den Weg gefunden, nun finden ihn auch die Worte. Beide werden ganz frei von Schlacken und Hemmungen, und es bricht los, was sich seit Jahren angesammelt hat.

Georg beichtet, warum er Thea meidet, die hat einen Mann, er eine Frau, er hat keine Kraft zum Doppelspiel; er fragt nach dem Mann, er fragt nach dem Freund. Ist es so, wie die Leute sagen, was liebt Thea an ihm, was sagt ihr Mann, was ihr Gewissen? Wie wäre es, wenn dieser Dritte nicht in ihrem Leben stünde? Thea erklärt so gut sie kann; es ist viel Ehrlichkeit und viel Offenheit in ihrer Antwort, aber er wird spüren, wo sie aufhören muß. Der Freund, ja, er spielt eine Rolle, er gehört dazu; aber ist sie berechtigt, darüber auszusagen? Es gibt Menschen, die man nicht um ihrer Eigenschaften willen liebt, die man der Gabe wegen liebt, neue Fähigkeiten in uns zu wecken; er wird nicht ganz verstehen, aber es genügt.

Warum reden sie von anderen? Thea ist unruhig; ist das der einzige Weg, zu ihr zu gelangen? Georg ist aus dem Geleise gebracht, durch die Wendung des Gesprächs; mußte das sein?

„Ich würde dich nicht wieder mitnehmen, Thea, es ist zu schwer." Das ist das Ende einer langen Gedankenkette.

Zu müde, um erschrocken zu sein, faßt sie nach seiner Hand. Er preßt sie, läßt sie los, fleht den Arm und wendet sich wieder ab. „Wie komme ich dazu, deinen Arm zu streicheln, Thea?"

„Georg, gehen wir ein wenig spazieren." Das tut gut. Thea, die kleine Hilflose, hat einen guten Gedanken, hat rettend eingegriffen in die schwüle Dumpfheit.

Er nimmt selbstverständlich ihren Arm, sie schlendern durch ruhige Straßen, sie saugen Ruhe aus dem lauen Abend. Sie plaudern, was ihnen der Augenblick eingibt. Mechanisch finden sie wieder zum Hotel zurück.

Thea wagt nicht zu denken, sie kann nicht überlegen, was nun sein wird; sie läßt sich treiben. Georg schließt ihr Zimmer auf, schaut, ob sie alles hat, was sie braucht, schließt die Tür hinter sich. Thea tut, als sehe sie nichts und spüre sie nichts. Ein Lächeln zwingt sie sich in ihre Augen, ihre Hände strecken sich aus: „Gute Nacht, Georg."

Er hält ihr bittend seinen Mund entgegen. Thea! Sie haucht einen Kinderkuß darauf. Thea, ist das alles?

„Nein", sagt die Frau, und das ist schon über ihre Kraft. Nein, und lehnt sich an seine Schulter, und legt einen Arm um seinen Kopf und spürt seine Zähne und trinkt seinen Atem und möchte gerne weinen.

von Versailles die Gleichberechtigung der Ansprüche der Frauen auf Delegationen allgemein festgelegt habe (Art. 7) und daß außerdem für die Arbeitskonferenz die Delegation von Frauen besonders vorgeschrieben sei, wenn Frauenarbeitsfragen auf der Tagesordnung stünden (Art. 389). Auch sei heute mehr als je die Zusammenarbeit von Männern und Frauen nötig, wenn eine Gesundung der Welt erfolgen soll. Sie wies auch darauf hin, daß in den Verwaltungsrat der Arbeitsorganisation, der so außerordentlich wichtige Kompetenzen besitzt und den Arbeitskreis des Amtes in der Konferenz bestimmt, bis heute noch keine Frau durch ihre Regierung delegiert worden sei. — Betsy Kielsberg hat mit diesem Votum sich auf der Frauenseite viele Freunde gemacht, und wir wollen nur hoffen, daß ihre Stimme nicht ungehört bleibe. Die Aussichten sind in heutiger Zeit natürlich nicht besser als bisher. Es lag in der Absicht des Versailler Friedensvertrages, daß die arbeitenden Frauen an der Konferenz vertreten sein sollten, d. h. in den Arbeiterdelegationen weibliche Delegierte aufgenommen werden müßten. Nun sind die Arbeiterdelegationen vieler Länder aber klein. In unserm Land teilen sich außerdem verschiedene Interessengruppen (Gewerkschaftsbund, Christlichnationaler Gewerkschaftsbund im Wechsel mit dem evangelischen Arbeiterverband und dem Landesverband freier Schweizer Arbeiter, sowie die Angestelltenschaft) in die Sitze. Auch sind bei uns bei den Arbeiterverbänden die Frauen rar, welche sich für die Mitarbeit an den Konferenzen eignen würden. Wir müssen immer wieder mit Bedauern feststellen, daß es in der Schweiz den verschiedenen Gewerkschaften nur selten gelungen ist, tüchtige weibliche Kräfte in ihre Sekretariate zu ziehen, die dann für eine Delegation zur Verfügung stünden. Somit bestehen wenig Aussichten, daß das gerechtfertigte Begehren von Frauenseite bald erfüllt wird.

Die eigentlichen Frauenkommissionen waren die beiden Kommissionen, die sich mit der Frage der Revision des Nachtarbeitsübereinkommens von Washington und mit der Vorbereitung eines Fragebogens betreffend die Arbeit von Frauen in Bergwerken zu befassen hatten.

Fräulein Kersin Hesselgren (Schweden) präsidierte, assistiert von Fräulein Milena Atanatskovitch (Jugoslawien) als Berichterstatter, die Kommission betreffend das

Uebereinkommen betreffend Nachtarbeit der Frauen.

Ihrer verständigen, freundlichen und beruhigenden Art ist es zu verdanken, daß die Debatten dieses Mal nicht so hitzig wurden wie im Jahre, als das Uebereinkommen zum erstenmal zur Revision stand. Allerdings ist auch der damalige Widerstand der Arbeitergruppe gegen die Revision fallen gelassen worden, und in der Schlußabstimmung im Plenum stimmten die anwesenden Arbeitervertreter für die Ausnahme einer Ausnahmebestimmung, wonach Frauen in höheren leitenden Posten nicht unter das Nachtarbeitsverbot fallen sollen. Eine Ausnahme bildete einzig und allein Miß Julia Barley, die eine gewisse Heiterkeit hervorrief, als sie mutig und unabhängig im Plenum ein „Nein" gegen diesen Revisionspunkt aussprach, während 85 Stimmen sich bejahend äußerten. Miß Barley fürchtet, daß durch diese Ausnahmebestimmung ein Tor für vermehrte Frauennachtarbeit geöffnet werde, was die englischen Arbeiterinnen nicht gerne sehen. Die Ausnahmebestimmung könne weiter interpretiert werden, als die Arbeitsorganisation dies beabsichtigt habe. Die Befürchtungen von Miß Barley sind einerseits begreiflich; immerhin ist aber der heutige Wortlaut (im französischen Text: „femmes qui occupent des postes responsables de direction et n'effectuent pas normalement un travail manuel") präzis und dürfte die Gruppe, für welche die Ausnahmebestimmung gelten soll, deutlich umschreiben.

Mehr Diskussion rief der zweite Revisionspunkt. Nach dem Vorschlag Belaiens soll der Zeitraum, welcher unbedingt in der vorgeschriebenen Nachtruhezeit inbegriffen sein muß und welcher in der alten Konvention ausschließlich von 10 Uhr abends bis 5 Uhr morgens dauerte, in Ausnahmefällen auch auf die Spanne von 11 Uhr abends bis 6 Uhr morgens verlegt werden können. Gegen diesen zweiten Revisionspunkt wehrten sich die Arbeiter heftig und er fand im Plenum schließlich weniger bejahende Stimmen als der erste Punkt. Die Schreiberin dies hatte in der Kommission einen Antrag der schweiz. Regierung zu vertreten, wonach die ausnahmsweise Verschiebung der obligatorischen Nachtruhezeit auch nur für einzelne Betriebe sollte Anwendung finden können. Sie vertrat dabei den Standpunkt, daß die Späterlegung der Grenzen der Nachtruhe für unser Land eine Verschlechterung des Arbeiterinnenschutzes bedeute, da die Abendstunde zwischen 11 und 12, die nun für Arbeiterinnen der Abendschicht beim 2-Schichtenbetrieb die Stunde des Heimweges sein werde, in mancher Beziehung gefährlicher sein könne als die frühe Morgenstunde, welche durch die Verschiebung für die Morgenschicht verloren geht. Auch sei die Anwesenheit der Hausfrau in der Abendstunde wichtiger als in der frühen Morgenstunde. Merkwürdigerweise stieß diese Auffassung auf eine gewisse Skepsis bei den Vertretern und Vertreterinnen anderer Länder.

Zu nahezu einstimmigen Beschlüssen kam die Kommission zur Vorbereitung eines Fragebogens betreffend die Arbeit von Frauen in Bergwerken. Sie tagte unter dem Präsidium von Fräulein Dr. Stemberg, einer Holländerin, die schon seit langen Jahren als technischer Ratgeber der niederländischen Regierungsdelegation zur Arbeitskonferenz kommt. Als Berichterstatterin funktionierte in dieser Kommission die Indierin Subbarayan. Zum erstenmal hat die indische Regierung eine Frau entsandt. Frau Subbarayan, die in ihrer indischen Tracht großes Aufsehen erregte, hat sich an der Konferenz sehr gut eingeführt. Ihr feines kultiviertes Auftreten, ihr reizvolles Aeußeres und nicht zuletzt ihr natürlicher Witz, mit dem sie die meisten ihrer Voten würzte, haben ihr viele Freunde geschaffen. Es wird nun im Laufe des Jahres ein Fragebogen an die Regierungen gesandt werden. Für unser Land wie für die Mehrheit aller Länder ist die Angelegenheit nicht von direktem Interesse, da Frauenarbeit in Bergwerken so gut wie gar nicht vorkommt, falls man von einigen asiatischen Staaten absieht, wo sie unbedingt noch zum Verschwinden gebracht werden sollte.

Dr. Dora Schmidt.

Zeitgemäße Fragen im Hausdienst.

Im Rahmen der Delegiertenversammlung der Zürcher Frauenzentrale am 4. Juli 1934 sprach Frau Hausknecht, St. Gallen, über Zeitgemäße Fragen im Hausdienst. Es hat den Anschein, als ob die Hausdienstfrage in der Schweiz seit Jahren das gleiche Bild zeigen würde: Mangel an Hausangestellten nach der quantitativen und nach der qualitativen Seite. Die Lage verändert sich aber immer wieder, so zeigten sich während 4 Jahren drei ganz verschiedene Bilder auf dem schweizerischen Arbeitsmarkt. Bis 1930 hatte man trotz wirtschaftlicher Krise und Arbeitslosigkeit unter den weiblichen Jugendlichen ausgesprochenen und

andauernden Dienstbotenmangel,

aber schon 1932 zeigte sich das umgekehrte Bild, nämlich Mangel an offenen Stellen und bis dreifaches Ueberangebot von Stellensuchenden. Dieser Zustand veranlaßte kantonale Behörden, Einweiseverbote und Beschränkungen zu erlassen, welche als staatliche Maßnahmen im Interesse einer gesunden Wirtschaft liegen, wenn einheimische Arbeitskräfte nicht genügend beschäftigt sind und gleichzeitig ausländische in großer Zahl ihre Kräfte anbieten. Seit dem März 1934 überwiegen die offenen Stellen wieder bedeutend.

Wie steht es jedoch mit der Zahl der weiblichen arbeitslosen Kräfte bei uns, wie ihre Verwendung für den Hausdienst? Ende Juli 1933 wurden in der ganzen Schweiz rund 2500 weibliche Arbeitslose unter 24 Jahren gezählt, im Januar 1934 war die Zahl beinahe gleich. Gleichzeitig wurden die Berufsgruppen festgestellt, aus denen die meisten jugendlichen Arbeitslosen kommen, dabei überwiegt das ungelernte Personal aus Handel und Verwaltung stark. Es mußte die Frage geprüft werden, ob die weiblichen Arbeitslosen nicht in den Hausdienst versetzt werden können. Anhand von Statistiken wurde gezeigt, daß die Zahl der Einreisebewilligungen an ausländische Dienstboten auf eine Ausgleichsmöglichkeit hinweisen. Die Anzahl der Hausangestellten hat infolge der Krise nicht abgenommen: denn der Volkszählung von 1920 mit 93,000 Dienstboten stehen 1930 112,000 gegenüber. Es wird allgemein mit der

Abneigung des Schweizermädchens

gegenüber dem Beruf der Hausangestellten operiert; der bestehende Mangel an Hausangestellten ist aber durch den viel größeren Bedarf verursacht.

Während die Wohnbevölkerung in der Schweiz von 1920—30 um 5 Prozent zugenommen hat, haben sich die Hausangestellten um 20 Prozent vermehrt; daran sind die Schweizerinnen mit drei Fünftel beteiligt, was also absolut keine Abwanderung vom Hausdienst der Schweizerkräfte bedeutet. Es wurden in dieser Zeit 2 Umschulungskurse, welche ca. 40 Industriearbeiterinnen erfaßten, durchgeführt. Selbst wenn eine Ueberleitung der weiblichen arbeitslosen Kräfte restlos gelingen sollte, wird

trotzdem Mangel

an Hausangestellten bleiben. Bevor aber die Grenzen den Ausländerinnen geöffnet werden, sollten alle Möglichkeiten zur Entlastung des Arbeitsmarktes geprüft werden. Die Schweizerin als Hausfrau traut den Schweizermädchen nicht die gleiche Tüchtigkeit wie den Ausländerinnen zu; soweit sich aber die Gründe übersehen lassen, liegen sie nicht in der besonderen Einfühlung des deutschen und österreichischen Mädchens in die Hauswirtschaft, sondern hängen mit der sozialen Herkunft zusammen. Bis vor kurzem nahmen in der Schweiz nur Mädchen aus dem Proletariat Haushaltstellen an, während die Ausländerinnen zum größten Teil Töchter von Bauern und Gewerbetreibenden waren. Die letzteren lernten von den Müttern, die keine Fabrikarbeit leisten mußten, auf gute altmodische Weise den Haushalt, indem sie von klein auf mit ihnen arbeiteten. Die Voraussetzungen zum dienen waren also die denkbar günstigsten. Bei den Schweizerinnen ist jedoch keine Tradition mehr vorhanden. Für die Eignung des deutschen und österreichischen Mädchens im Hausdienst mag auch ihr Verhalten mitgesprochen haben. Autokratische gegenüber der demokratischen Erziehung wirkt sich selbstverständlich auch gegenüber der Herrschaft verschieden aus. Wenn man also das Schweizermädchen mit dem Schwabenmädchen auf ihre hauswirtschaftliche Tüchtigkeit miteinander vergleicht, soll man Gerechtigkeit und Verständnis walten lassen. Das Schweizermädchen kann ebenso tüchtig werden, wie die Ausländerin, doch muß man die Mühe der Heranbildung eines beruflichen Nachwuchses im Hausdienst auf sich nehmen.

Wo findet man nun in der Schweiz die geeigneten Kräfte für den Hausdienst, ohne sie der Industrie wegzunehmen? Für den 2. Umschulungskurs in St. Gallen meldeten sich eine schöne Zahl wackerer Mädchen von Kleinbauern, Bergbauern und Gewerbetreibenden, welche nicht gegen Arbeitslosigkeit versichert waren und sich auch nicht als arbeitslos auf den Arbeitsämtern meldeten. Weil man diese Mädchen in dem Umschulungskurs nicht aufnehmen konnte, da die Plätze für die Industriearbeiterinnen reserviert waren, kam man auf die Idee, einen Einführungskurs, welcher nun vorbereitet wird, zu organisieren. Man hofft, den Mädchen mit diesem

hauswirtschaftlichen Einführungskurs,

welcher gleichzeitig Uebergangsstation von primitiven Gewohnheiten in ein anderes Milieu wäre, den Weg zu ebnen und ihnen rasch zu einem ordentlichen Verdienst zu verhelfen. Um eine Gefahr der Entvölkerung der Berggegenden zu vermeiden, wäre es sehr begrüßenswert, wenn die Hausfrauen die Mädchen über die Zeit des Heuens heimschicken könnten, eventuell auch über die Ferien hinaus. Das Verhältnis zur Familie soll nicht intim, aber anständig sein, denn die Achtung vor der Persönlichkeit und vor der Arbeit findet namentlich in der Familie Ausdruck. Eine stete gute Behandlung, Lob für rechte Arbeit sind dem Mädchen lieber als Geschenke. Dies sind nur Andeutungen um was es geht, wenn man bessere Angestellte wünscht als bisher.

Ein weiterer Weg, welcher eine Entlastung auf dem Arbeitsmarkt herbeiführen kann, ist, z. B. für Zürich, die vermehrte Verwendung von Tagsüberhilfen, Halbtagshilfen und Aushilfen. Die Anstellungsbedingungen können auf den Arbeitsämtern erfragt werden. Auch die Verwendung von älteren Angestellten würde Hilfe bedeuten. Die Hausfrauen verlangen von den Hausangestellten Selbständigkeit, Zuverlässigkeit und Umsicht, was in anderen Berufen doch gerade in reiferen Jahren zu finden ist. Die Frauen dürfen es nicht auf sich laden, die Hausangestellten im vorgeschrittenen Alter arbeitslos werden zu lassen, denn dürfte man vom Hausdienst noch als Beruf sprechen, wenn derselbe nur 10—15 Jahre dauern kann? Auch eine vermehrte Anstellung von Wasch-, Putz- und Spettfrauen wäre sehr zu begrüßen.

Anläßlich der diesjährigen 1. August-Sammlung wird von allen Seiten sehr viel über die Hausdienstfrage gesprochen. Man sieht mit Erwartung auf die Frauen, die es weitgehend in der Hand haben, diesen Arbeitsmarkt zu regeln, einheimischen Kräften ausreichenden Verdienst zu ermöglichen. Man ist mehr denn je auf die Mitarbeit derjenigen angewiesen, welche nicht beim Jammern und Wünschen stehen bleiben, sondern mittun und mithelfen, auch wenn da und dort ein kleines Opfer nötig ist. — L. B.

Von Kursen und Tagungen.

Was war:

Schweiz. Hebammenverein.

Ende Juni fand in Zürich die Delegierten- und Generalversammlung des Schweizerischen Hebammenvereins statt. In Verbindung damit wurde die vor vierzig Jahren in Zürich erfolgte Gründung des Vereins gefeiert. Bei diesem Anlasse sprachen Regierungsrat Sigg, Sanitätsdirektor, namens der Regierung, Nationalrat Dr. Häberlin, Zürich, als seinerzeitiger Mithelfer bei der Vereinsgründung, Professor Dr. Anderes, Direktor der Frauenklinik, als Hebammenlehrer, Stadtarzt Dr. Brunner und Pfarrer Büchi in Zofingen als langjähriger Berater des Vereins. Von den Behördevertretern wurde der Versicherung Ausdruck gegeben, daß man den Bestrebungen des Vereins auf bessere Ausbildung der Hebammen, auf eine Beschränkung der Zahl der Hebammenschülerinnen und auf eine angemessene materielle Besserstellung der Hebammen durch allgemeine Einführung eines Wartegeldes und einer Alterspension volle Sympathie entgegenbringe. Nur so könne einigermaßen ein Ausgleich für den Ausfall geschaffen werden, der den praktizierenden Hebammen im Laufe der letzten Jahre durch den Geburtenrückgang und die Zunahme der Klinikgeburten entstand. Die Zentralpräsidentin, Frl. Marti, Wohlen-Aargau, dankte dem Vertreter der Regierung und den Aerzten für ihre Unterstützung.

Was kommt:

Es sei auf die verschiedenen

Singwochen

aufmerksam gemacht, die von der Schweiz. Verein-

(Der Direktor zur nervösen Sekretärin:)

Sag' Deiner Mutter, du benötigst

BANAGO

Kraftgetränk zum Frühstück & Abendbrot

ORO

schmeckt an den Speisen wie Butter und ist außergewöhnlich ergiebig

Flad&Burkhardt A.-G.
Zürich-Oerlikon
(Gegründet 1895)

P 243 Z

Monogramme
Hohlsäume bestickt
Hand und Maschine
B. Huber
Rorschacherstr. 32 Telefon 56.48
St. Gallen P1097G

Kantonale Bäuerinnenvereinigung

Bestellungen für alle Arten Beeren

Heidelbeeren
und
Preiselbeeren

nehmen dankbar entgegen

Dorothea v. Sprecher
Jenins (Grb.)

P 8843 Ch

DP 40b

Wäschetage-Persiltage

Wie herrlich duftend und blendend weiss ist jetzt die Wäsche, wie rasch und mühelos ist der Waschtag vorübergegangen . . . Von jetzt an ist auch unsere Wäsche nur noch Persil-Wäsche!

Henkel & Cie. A. G., Basel.

D 306 P

Es ist ein heißer, schöner Kuß, in dem himmlisches Glück der Zukunft verborgen liegt. Thea glaubt nicht an dieses Glück, sie spürt, wie sein Arm sich lockert; sie hat ihren Willen aufgegeben und ordnet sich unter; sie wird ihn nicht halten.

Er läßt die Frau los, sieht sie mit seltsamem Blick an, seine Augen sind rot geworden. Er will schon gehen, eine halbe Bewegung, doch er dreht sich noch einmal zurück; zieht Thea auf einen Stuhl, preßt sie an sich, küßt ihre Haare, ihre Augen, flüstert: „Meine gute Thea, meine, meine Thea", und wird dann ganz ruhig. Thea ist voll Glück und Trauer zugleich; sie ahnt das Ende dieses Kusses und kann ihn nicht genießen.

„Das ist alles so entsetzlich", stöhnt sie auf. Er steht auf, noch ein Abschiedskuß, er geht zur Tür, sie will rufen, bleib da, komm noch einmal, sie will sagen, wenn du bleibst, ist alles gut, sie will und kann kein Wort herausbringen. Hat er denn gesagt: „Schlaf besser als ich, ich kann heute nicht schlafen", oder hat sie geträumt? War es denn da, oder war das ein Spuk? Warum quälen sich zwei Menschen mit Phantomen, wenn sie sich lieb haben?

Muß sie sich nicht zu Bett legen? Muß sie nicht ins Bad? Muß sie nicht die Zeitung lesen, die auf dem Nachttisch liegt? Und den Koffer auspacken? Sie tut nichts. Ein Telephon steht da, ein verführerisches Telephon, ein Griff, und sie könnte seine Stimme hören, die Türklinke starrt sie blank an, ein Druck und sie könnte seine Hand spüren. Aber sie greift nicht und drückt nicht, sie tut nichts. Und was tut er? Auch nichts. Was hat er von seiner Beherrschung? Sie wird ihn einen Trottel schelten, sie wird ihm böse sein; sie ist nicht, wie er dachte. Sie ist nicht hart und kalt und eigenwillig.

Er ist davongelaufen. Weswegen? Wer lohnt es ihm? Wer lobt ihn dafür? Und er ist davongelaufen.

Thea liegt nun längst im Bett und wartet auf den Schlaf, sie wartet auch auf Georg, obwohl sie weiß, daß er nicht kommt; ie kennt ihn, ihren Georg, sie war auch seine Thea, sie war es, er hat es gesagt, wenn auch nur eine Sekunde lang. Thea fürchtet nicht den dunklen Hotelgang, sie fürchtet auch nicht den Morgen, sie fürchtet nicht die Reue, aber sie fürchtet für Georgs Liebe. Er wird sie nicht glücklich in die Arme schließen, er wird denken, woher hat sie den Mut, wer hat ihn hier gelehrt. Georg wird ihr nie glauben, daß sie zum erstenmal allein in ein fremdes Hotelzimmer geht, sonst hätte er ihr diesen Gang erspart, Georgs Liebe ist da, aber sie ist nicht groß genug, darum fordert er Verzicht. — Sie erkennt das alles, die Nacht macht sie klug, sie erkennt und fügt sich. Sie wird ihre Liebe verleugnen, sie wird sie nie in Stücke hauen, aber plötzlich versteht sie, was Hörigkeit sein kann. Gehören, gehorchen; nicht umsonst ähneln sich diese Worte. — Diese Nacht macht Thea zu einer reifen, einsamen Frau.

Um sechs Uhr früh wacht sie schwer und traurig auf. Ein kaltes Bad soll ihr helfen; sie denkt an Georg, nur an ihn, sie will ihn mit einem guten, verständigen, klaren Kuß empfangen. Was hat diese Nacht aus ihm gemacht? Sie ist viel zu früh fertig mit Anziehen und Baden, sie sitzt herum, traurig, müde und weiß nicht, was sie nun soll. Warten ist die schwierigste Aufgabe auf Erden. Endlich klopft Georg, endlich kommt er, bleich und müde, aber er erwähnt mit keiner Silbe das Gestern. Thea ist gelähmt, sie redet Dinge, die sie gar nicht sagen wollte, vom Koffer, von der Hitze; es ist ihr unmöglich, diesen Mann, der Kopf und Herz seit vierundzwanzig Stunden besetzt hält, leise zu küssen, damit er weiß: „Ich verstehe dich." Es ist ihr alles unmöglich. Sie kann nur wie ein Hündchen ihm überall hin nachgehen, sie kann ihn nur scheu und flüchtig ansehen, sie kann nur gutheißen, was er anordnet. Ein stummes Frühstück, am gleichen Platz eingenommen, wie das Abendbrot.

Dann summt die Maschine ihr ewiges Lied, wie gestern. Die Hände bleiben steif, die Worte fehlen. Ein neuer Tag zieht Stunde um Stunde herauf. Sie sehen nicht viel von der Landschaft, sie müssen mit sich selbst fertig werden. Langsam fliegen keine Fragen zwischen ihnen auf, langsam verreibt die Sonne die Nachtgedanken, langsam werden sie wieder, was sie waren, zwei Menschen, Thea und Georg. Georg wird eilig und rücksichtslos, er fährt verbissen durch die Städte, bis Thea in der Nähe von Ulm wagt, die Donau als Badeerfrischung vorzuschlagen. Verbissen geht Georg darauf ein. Wasser tut gut. Sie schwimmen ernst ein langes Stück, keiner erlaubt sich das übliche Wasser-Allotria. Sie fahren weiter, nur der Körper ist erfrischt, im Herzen glimmt das Feuer noch weiter, es wird lange nicht ausgehen.

Allmählich wird die Gegend zur Heimat, Reklametafeln weisen auf München, Namen sind alte Bekannte, Ortschaften sind erinnerungsbeschwert. Mit jedem Kilometerstein erobert sie sich ein kleines Feld in ihren Gedanken. Allmählich ergreift die Stadt von ihnen Besitz. Das Vergangene wird verdrängt, einfach zurückgeschoben und mächtig stürmt die Zukunft die zum Ergeben bereite Festung. Die Stadt ist Heimat für beide. Georg ist kein Nichtstuer, sein Beruf ist seine Berufung. Er denkt an Kunden und Lieferanten, an Zahlungsbedingungen, an Gewinnchancen und Arbeitertagen.

Thea fängt an, sich auf die Kinder zu freuen, formt Sätze, um dem Mann zu erzählen, andere Fassungen für die Freundinnen. Sie denkt an die nichtigen Ereignisse, die in der Zwischenzeit vorkamen, an Klatsch und Tratsch, an Verpflichtungen und Verabredungen, sie wird wieder ein Eigenwesen. Und nun sprechen sie auch davon. Georg wird Unternehmer, Disponent, Weltmann; Thea Sportsfrau, Mutter, Frau, die etwas gilt. Ein Druck ist gewichen, eine Fessel gelöst, sie können sich wieder in die Augen sehen, beinahe harmlos in die Augen sehen. Sie sind zwei Kameraden geworden, die ein Stück Weg zusammen geteilt haben, oder eher einen Sport getrieben haben, ganz fair play. Nur noch ein ganz leises melancholisches Lächeln im linken Auge ist bei Thea zu entdecken, dieser melancholische Zug macht sie geheimnisvoll und ist einer ihrer größten Reize. Sie ist wieder mutig geworden, sie kann sagen, was ihr in den Sinn kommt, und so sagt sie: „Schade, daß es heute keinen Beichtvater für mich gibt." Georg versteht sie: „Ist es nicht schon zu oft gesagt worden, daß man im Grunde allein ist?" Es ist zu spät für dieses Thema, denkt Thea. Pasing liegt schon hinter ihnen, gebieterisch führen die Straßen und Gedanken nach München. Thea hat Herzklopfen, als sie die Feldherrnhalle sieht, nun sind es höchstens noch zwei Minuten, dann rauscht die Ilar, und sie steht vor ihrem Haus.

„Es war doch schön, Georg, ich danke dir", sehr hastig sagt sie das, sie will die Zeit ausnützen, um noch mehr zu sagen, aber es geht wieder nicht. Da biegt er schon in die Wiedenmeyerstraße, da, noch zehn Häuser und sie ist da, wo sie hingehört. —

Der Wagen steht. „So", sagt Georg, es klingt wie eine Erlösung. „Adieu, Thea, liebe Thea."

„Georg, warum nicht Auf Wiedersehen? Ist dies deine Versprechen schon zuviel?"

„Ja, es hat keinen Sinn!" Er küßt ihre Hand, winkt noch einmal vom Trittbrett und drückt auf den Gashebel.

Thea weint, als sie ihre Kinder küßt; es sind die Tränen des Wiedersehens, könnte man meinen.

gung für Volkslied und Hausmusik veranstaltet werden. Einige finden statt:

15.—22. Juli: in Flüelen, Leitung: Alfred und Klara Stern. Auskunft bei „Freizeit und Bildung", Hrn. H. Debrunner, Bollestr. 34 Zürich.

28. Juli—4. August im Gwatt b. Thun. Leitung: W. Hopfmüller. Auskunft: Pfarrer Bäschlin, Muristr. 37, Bern.

26. August bis 2. Sept. in Trub, Emmental. Leitung: W. Tappolet. Auskunft: Lehrer Glur, Trub.

24.—29. Sept.: Bach-Singwoche in Zürich. Leitung: Fritz Jöde. Auskunft: Hug & Co Zürich.

7.—14. Okt.: Schweizer Singwoche in Casoja, Lenzerheide. Leitung: A. und K. Stern. Auskunft in Casoja.

14.—21. Okt.: in Fitzbach. Leitung: W. Heusel. Auskunft: H. Marti, Schweighofstr. 334, Zürich.

Von Büchern.

Vom Sinn des Leidens.

Von H. Hanselmann (Rotapfelverlag Erlenbach-Zürich. Fr. 1.60). Der bekannten Schriftenreihe schließt sich dies Heft an, das in leicht faßlicher Weise den Sinn des Leidens darin sieht, daß es uns in die menschlichen Grenzen zurückruft, die Fragen nach den letzten Dingen weckt. Die vielen, denen Hanselmanns Schriften etwas bedeuten, werden dankbar auch dies neue Heft begrüßen. —

Unser Obst und seine Verwertung.

Von Ad. Eberli.

(Verlag Franke, Bern, 2.40 broschiert.)

Der Schweizerische Verein abstinenter Lehrer und Lehrerinnen gibt dies hübsch ausgestattete, gut dokumentierte Buch heraus, das Lehrern, aber auch Eltern und Erziehern ein ausgezeichnetes Material in die Hände gibt, wenn es gilt, der Jugend, aber auch ausgewachsenen Menschen klar zu machen, welche Möglichkeiten der Obstverwertung es gibt. Alles wird erklärt: wie man einen Baum pflanzt, wie aus der Blüte die Frucht entsteht, wie Obst aufbewahrt werden soll, wie Süßmost hergestellt wird, wie sehr der Alkohol schadet usw. usw. Besonders erfreut und interessiert den Leser die methodische Anleitung, den Stoff dem Kinde nah zu bringen, das ist beste „lebendige Schule". Reichhaltiges Bildmaterial erleichtert die Anschauung. —

Notiz.

Als Ergänzung zur Berichterstattung über die Tagung des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins, werden wir von der Vereinigung für Kinder- und Frauenschutz, St. Gallen, gebeten, folgendes zu melden: „Diesen Volkswerkstätten gliederte sich die Buchbinderei und Schuhmacherei an. Mädchen und Frauen verfertigten sich selbst Hausschuhe und Hüte. Das ganze Jahr hindurch finden die Arbeiterfamilien den Weg in die Volkswerkstätte und bitten um Rat, Muster und Material. Sie haben den Wert und die Freude an Eigenarbeit für das eigene Heim kennen gelernt. Heute bestehen nun auch drei vom Stadtrat subventionierte Arbeitslosenwerkstätten, in denen die Männer den ganzen Tag unter Leitung eines tüchtigen Fachmannes Hausrat, selbst Matratzen verfertigen."

Kleine Rundschau.

Es geht auch so.

Die nördlichste Stadt Großbritanniens, Lerwick, kann die wohl einzigartige Tatsache aufweisen, daß sich dort kein einziger Alkoholausschank befindet. Vor 10 Jahren ist die letzte Einrichtung dieser Art auf einen Beschluß des Stadtrates geschlossen worden.

Noch ein Dorf ohne Wirtschaft.

In den Badener Neujahrsblättern 1934 finden sich gemütvolle Erinnerungen „D'Jumpfer Lehreri" von Sophie Haemmerli-Marti, Erinnerungen an die eigene Wirksamkeit in einem versteckten und verträumten Lägernnest. Die Verfasserin nennt es „Liebite".

Was eine Lehrerin einem ganzen Dorf sein kann, wie sie der Gemeinde mehr wert sein kann als der stärkste Mann, das erfahren wir aus „Jumpfer Lehreri". Selbst die Politik wird von ihr beeinflußt, wenn die Männer sie vor der Abstimmung um ihre Meinung befragen. Die Liebiker hatten es nämlich auf der „Pontenöri" (point d'honneur), es mußte alles einstimmig zugehen in ihrer Gemeinde. Wo blieb da die Wirtshauspolitik? So fragt die Verfasserin. Und sie schreibt: „Das isch eben au wider sone Punkt gsi, Wirtshus het's überhaupt e keis g'ge i dem gsägnete Gmeindli inn, und gits wills Gott au hüt nonig, s'isch alline wöhler derbi. Oepfel und Bire sind gnueg gwachse im Dörfli inn zum Moschte und Trübel zum Schälere. Und wenns einisch es Hochfest g'ge het i der Gmein oder suscht het müesse gefschtet sie, denn isch mer is Schuelhüsli g'gange, het's Eigegwächs inere Bücki inn zuetreit und d'Eierzüpfe inere mächtige Chüechlizeine, s'ganz Dorf het sie zueglo und d'Jumpfer Lehreri isch au iglade worde. De Chinde het mer frei g'ge, und Schuelbänk uf d'Matten use treit, as Platz g'ge het zum Tanze und Ringereihe singe. Und alles isch so fin und aschtändig zue und här g'gange, as die vürnäme Stedtlerherre und Jumpfere nume chönnten es Exämpel neh dra."

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, (abwesend vom 15. Juli bis 5. August).

Vertretung: Helene David, Tellstr. 19, St. Gallen (Tel. 2513).

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

In Graubünden empfehlen sich für kürzeren und längeren Aufenthalt die **Alkoholfreien Hotels und Gasthäuser:**

Chur Rhätisches Volkshaus b. Obertor Restaurant. Pension, Zimmer. Telephon 12.10.
Landquart Volkshaus Bahnhofnähe. Restaurant. Zimmer. Pension. Schöner Saal. Telephon 52.45.
Arosa Orellihaus Nähe Bahnhof. Sportplätze. Seen. Schöne Zimmer. Restaurant. Sorgfältig geführte Küche, auch vegetarisch. Prospekt. Telephon 403.
Thusis Volkshaus Hotel Rhätia Nähe Bahnhof und Post. Restaurant. Zimmer. Pension. Bäder. Telephon 58. Strandbad.
Andeer Gasthaus Sonne Pension. Restaurant. Jugendherberge. Gelegenheit zu Mineralbädern an der Splügen- und Bernhardinerroute. Telephon 2.
Davos Volkshaus Graubündnerhof und Jugendherberge. Restaurant. Pension. Zimmer. Telephon 630.
Samaden Alkoholfreies Restaurant Gemeindestube. 2 Min. vom Bahnhof. Tel. 5429.
St. Moritz Hotel Bellaval beim Bahnhof. Hotel. Pension. Restaurant. Jugendherberge. Prospekt zu Diensten. Tel. 2.45.

Mässige Preise. Keine Trinkgelder. P 7718 Ch.

Gemüse-Gerichte wie grüne Erbsen, Bohnen, Spinat, Kohl, Rotkraut usw. gewinnen ganz besonders an Wohlgeschmack durch einige Tropfen von Maggi's Würze. Man verlange beim Einkauf ausdrücklich:

MAGGI's WÜRZE

Erholungsheim

Ideale Lage, gepflegtes Haus, sorgfältige veget. Küche. Das **ganze Jahr geöffnet.** Tagespreis von Fr. 5.– an. Auf Wunsch ärztliche Behandlung.

Feldmeilen, Zürichsee. P 8559 Z **Dr. Lucci.**

In freistehendem Haus, inmitten eines herrlichen Gartens, Seenähe, finden Damen gemütliches

HEIM

zu bescheidenen Preisen. — Möbel können event. mitgebracht werden. **Pension z. Alpenblick Zürich-Enge,** Seestr. 120

LOEWEN-APOTHEKE

Bahnhofstraße 58

Dr. B. Heierli, Apothekerin, Zürich

Gewissenhafte Ausführung sämtlicher Rezepte.
Homöopathie. Depot Dr. Schwabe, Leipzig
Spezialpräparat: Facetan gegen Hautunreinigkeiten, als tägliches Kosmetikum von vorzüglicher Wirkung. Preis per Fl. Fr 3.75. P 322 Z

WASCHMASCHINEN

Lavator

mit Trommel u. Heizung, die von den Frauen bevorzugte Marke der **Wäschereimaschinen - Fabrik**

Ad. Schultheß & Co Zürich

P381Z

Das Frauenblatt - Reiselektüre

Denkt daran, dass unser Blatt an den **Bahnhofbuchhandlungen** von Arbon, Buchs, Chur, Frauenfeld, Herisau, Romanshorn, St. Gallen, Wil, Winterthur, sowie in den **Kiosken** in Basel, Bern, St. Gallen und Zürich erhältlich ist.

Gebt es den Freunden mit - auf Reisen liest man gern.

Schweizerisches Landschulheim Ruotzig Flüelen

Familiäres Heim für Erziehung und Nachhilfe. Auch sehr geeignet für Erholungsbedürftige und Ferienkinder. Fr. 4.– pro Tag. Prospekte. Dr. J. Schweizer. P 1083 Lz.

Kondensmilch Ia Qualität, gezuckert Marke „Säntis"
kleine Büchse **25** Rp.
große Büchse **55** Rp.

Schweiz. Corned Beef per Büchse **80** Rp.
Ochsenmaulsalat per Büchse **50** Rp.
Roter Delikateß-Salm „DEL MONTE" per Büchse **85** Rp.
(nur in den Verkaufsmagazinen)
Hummer (Lobster) Marke „Victoria" ¼ Büchse **90** Rp
(nur in den Verkaufsmagazinen)

SIRUP:
Himbeersirup, echt ½ Lt. **60** Rp.
(550 g = 4,16 dl. 50 Rp.)
Orangen- und Zitronensirup „Calif-Ora", echt ½ Lt. **54** 1/5 Rp.
(600 g = 4,615 dl 50 Rp.)
Flaschendepot 50 Rp. extra

YOGHURT:
„Glyco-Pepto" nature 200 g-Glas **15** Rp.
Glasdepot 10 Rp. extra
mit Aroma 250 g-Glas **25** Rp.
Glasdepot 25 Rp. extra

Verkaufsmagazine in:

Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Oltén, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern, Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

MIGROS

86-36

Offene Worte

Unabhängig, frei wollen wir in der Schweiz sein von der internationalen Kontrolle unserer Lebensmittelversorgung.

Es ist z. B. eine Tatsache, daß 100 Prozent der Speiseölproduktion in der Schweiz vom internationalen Oeltrust kontrolliert werden.

Auch wir Schweizer wollen unseren Anteil an dieser Industrie, nicht zuletzt, um uns nicht die Preise diktieren lassen zu müssen von Direktoren, die in Wien, Prag, Paris, London und in Amsterdam sitzen. Bekanntlich hat die Migros nicht genug Oelkontingent und wird gezwungen, vom Oeltrust Oel zu kaufen. Was antwortet uns man der?

„Wir nehmen Ihr Gesuch zur wohlwollenden Prüfung entgegen..."

Wir werden uns vor diesem Geßlerhut nicht bücken! Wir werden unser Recht selbst erstreiten, trotz den zwei oder drei Herren Nationalräten, die die schweizerische Fassade des Oeltrustes verschönern! Der Protest gegen den Trust ist vehement an den Konferenzen losgebrochen. Die Drohung mit Entzug des Wortes wird nichts nützen. Wir warnen die behördlichen Organe vor zu nahem Kontakt mit den Herren vom Oeltrust. Man studiere die italienischen und österreichischen Akten — teilweise Strafakten — über die schweren Schädigungen, die die Gründer und teilweise noch heutigen Leiter der Unternehmungen des Oeltrustes ihren eigenen Staaten im Kriege und in der Nachkriegszeit zugefügt haben, und in volkswirtschaftlicher Beziehung haben wir nichts anderes für die Schweiz zu erwarten.

Diese Woche kam bei Zeugenverhandlungen zu Tage, daß ein wesentlicher Teil der Barmittel, mit denen eine bekannte Erneuerungspresse ihre Tätigkeit aufnahm, durch Unterhändler beschafft wurden, die samt und sonders in den Diensten des internationalen Oeltrustes stehen: Syndikus, Direktor, Verwaltungsratsdelegierter! „Jugend voran! Väter heraus! Arbeit; Charakter; Tralala, Tralala...!"

Man erinnert sich, daß die betreffende Presse in jeder Nummer unsere Schweizer Behörden heruntermachen durfte! Keine Nummer ohne Vorwürfe, die Behörden hätten ihre Pflicht **nicht** getan gegen die Migros etc. Selbstverständlich wurden die Herren dann ins Bundeshaus geladen und mit Verfassungssitzungen „gschweiget". Hoffentlich sind die Zieher am Draht, insbesondere Herr Kohner in Paris — zufrieden.

Wie mühsam kam die Wahrheit bei der Zeugeneinvernahme an den Tag! Zuerst war es ein Inseratenauftrag von 2000 Franken, dann wurden daraus 10,000 Franken, und plötzlich wurde aus den Inseratauftragen eine Bezahlung „gleich nach der Gründung", über die aber schon vor der Gründung verhandelt wurde. Wie langsam kamen die Oelmannen zum Vorschein: Zuerst der Direktor, dann der politische Agent und Rechtsanwalt und zum Schluß auch noch der Delegierte des Verwaltungsrates, 3500 Franken eigenes Genossenschaftskapital und 10.000 Franken vom Markenartikelverband. Die größten Truste internationaler Struktur lieferten das Anfangsbetriebskapital für eine Presse, die schreit:

„Arbeit! Charakter! Ideale — Ethik im Wirtschaftsleben! Nationales Besinnen!

Der Mittelstand verabscheut den „Herdenmensch", die Mammuth-Unternehmungen und Truste etc.!"

Wie steht es mit den Ausrufen: Sauberkeit, Selbstverantwortung des Betriebsinhabers — nieder mit den anonymen Gesellschaften etc. etc.?

Nachdem die schweizerische Seifenindustrie, die unabhängigen Kochfettfabrikanten, kurz alles, was nicht Oeltrust und Oeltrust-Trabant ist, gegen diesen Trust und seine Auswirkungen in der schweizerischen Volkswirtschaft Stellung genommen hat, darf man verlangen, daß es **nicht mehr vorkommt,** daß der Vertreter dieses Trustes, der als Syndikus seine Instruktionen direkt vom Ausland bekommt, an einer **schweizerischen** Konferenz zur Neuregelung des Butter- (Milch) und Fettplanes mehr als 50 Prozent der Diskussionszeit für sich in Anspruch nehmen darf und Sprecher, welche die Schweizer Interessen vertreten, **mit dem Entzug des Wortes bedroht werden,** wenn sie das tatsächliche Wesen des internationalen Oeltrustes schildern. Sicherlich sind wir nicht allzu nationalistisch. Jede ausländische Firma soll ihr Geschäft in der Schweiz ruhig machen dürfen, wie es jeder Schweizer Firma im Ausland zu wünschen ist. Wogegen wir uns wehren, ist die **Einschmuserei** bei unseren Räten und Behörden und in unsere Politik. Da verlangen wir, daß Distanz gehalten werde vor jenen politischen Agenten der Benzin- und Speiseölbranche.

Wir verlangen Sauberkeit und Durchsichtigkeit, und wenn es sein muß, könnten wir etliche konkrete Fragen in dieser Richtung anbringen.

Die außerordentlichen Vollmachten bedingen ein außerordentliches, **ja innerliches Vertrauen von Mann zu Mann!** Dringliche Bundesbeschlüsse sind ja vom Volk nicht anzufechten! Wir fragen uns nur, ob das

Gesetz gegen den unzulässigen Wettbewerb,

das einen noch nie dagewesenen Schutz der Bewirtschafter des Konsumenten bedeutet, nicht auch jenen mächtigen Einflüssen zuzuschreiben ist, wie sie bei der Zustandebringung des dringlichen Bundesbeschlusses gegen die Filialgeschäfte nachweisbar sind.

3 Jahre Gefängnis,

nicht wahr, das wäre dann für Leute, die

Art. 2 b „unrichtige, irreführende oder unnötig verletzende Aeußerungen (wenn sie auch wahr sind!) über einen Mitbewerber, seine Waren, Leistungen oder Geschäftsverhältnisse" machen.

Bemerkenswert ist auch der

Art. 7: „Der Richter ist an keine Beweisregeln gebunden. Er beurteilt die geltend gemachten Tatsachen nach freiem Ermessen."

(Aus dem Kommentar zu Art. 1:)

„Es ist nicht notwendig, daß eine Schädigung bereits eingetreten ist, es genügt vielmehr, daß eine Bedrohung im Besitze der Kundschaft (Besitz der Kundschaft ist nicht schlecht!) oder eine Gefährdung des Kredites oder des Geschäftsbetriebes vorliegt."

(Der Antrag des Anwaltes der Migros, daß wenn Allgemein-Interessen durch solche Aufklärung gefördert werden und diese Ausführungen wahr sind, keine Bestrafung erfolgen dürfe, wurde nicht berücksichtigt.)

Und die Gesetze betr. „Umsatzsteuer", die u. a. von bezahlten „Mittelstandsführern" (die im Verwaltungsrat von Unternehmungen des Oeltrustes sitzen) z. B. im Kanton Bern eingeführt werden wollen, gehören auch in diese Kategorie der „Maßnahmen zum Schutze des Mittelstandes".

Und der „dringliche Bundesbeschluß, der die **Gleichschaltung** in Industrie, Gewerbe und Handel durch Verbindlich-Erklärung der Verbandsbeschlüsse herbeiführen soll? Wer hat von so etwas gesprochen, aus welcher Quelle stammt diese Sache?

Verfassungsänderung auf dem Notverordnungsweg! Dann ist der Weg zurück zum Volk nicht mehr zu finden — wenigstens nicht von den Leuten, die sich so weit vom Volk entfernt haben!

Wir fragen nur: Woher nimmt man das Recht, das Volk zu entmündigen? — womit hat es die Entmündigung verdient?

Wir geben der Ueberzeugung Ausdruck, daß nicht nur ein Mann in Bern ausschlaggebend sein sollte, sondern daß man ganz allgemein erwartet, daß bei tatsächlich **historischen Entschlüssen** — wie es ein solcher der Uebergang vom verfassungsmäßigen System zu einem Regime der Notverordnungen ohne Volksbefragung ist — das überall der Anfang des Endes war — die vollen Verantwortungen erkannt werden und an Stelle der einfachen „Solidarität" treten.

Es ist klar, daß vielerorts die Zusammenhänge, wie wir sie eingangs geschildert haben, den Handelnden (auch bei der Erneuerungs-Zeitung) nicht klar waren und daß sie „bona fide" handelten. Was wir aber für unausweichlich nötig halten, ist der Hinweis auf die geschilderten Gefahren — die Vorgänge im Ausland sind ja ein schreckliches Beispiel dafür, wohin „Gewalt über das Volk" führt.

G. Duttweiler.

Migros-Erklärung

Wer für die Erhaltung der Freiheit in Handel und Gewerbe,
Wer für die Erhaltung der Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz,
Wer für die Freiheit der Gedanken und der Presse,
Wer **gegen** die Entmündigung des Volkes als Souverän,
Wer **gegen** die Günstlingswirtschaft unter den Schlagworten des Patriotismus und des Schutzes des „Mittelstandes" (lies Spezierer),
Wer **gegen** die verhängnisvolle **Notverordnungspolitik** und der daherigen Verbreiterung der Kluft zwischen dem Volk und seinen Räten ist —
der unterschreibt nicht nur selbst die Migros-Erklärung, sondern wirbt bei allen Bekannten, die Frau läßt den Mann und der Mann die Frau etc. auch noch unterschreiben.

Wo jene Wege enden, sehen wir in Italien (stufenweises Heruntergehen der Löhne, Mieten, Einkommen) und Deutschland (Beseitigung aller Freiheiten, Isolierung, Wirtschaftlicher Niedergang).

Es leben die Freiheiten der Demokratie!

G. Duttweiler,
Leiter der Migros A.-G.

Literarische Beilage.

Eine Kindheit.

Von Mechthilde Lichnowsky.

Verlag S. Fischer, Berlin.

Wenn man bis heute Mechthild Lichnowskys Namen sprach, so dachte man wohl dabei an die große Dame, die Botschaftersfrau, die sich kapriziöserweise mit der kurzen englischen Pfeife im Munde photographieren ließ. Man hatte vielleicht einmal ihr Mysterienspiel gelesen, wußte um ihren erbitterten Kampf mit dem bornierten Fachmann oder man dachte an ihren Dackelhund Lurch und an die tausend spassigen Kosenamen, die sie für ihn aus allen Sprachen der Weltliteratur herbeitrug oder täglich,, stündlich neu erfand. (Das heißt, nein, man dachte nicht, man wurde für eine köstlich-amüsante Lesestunde lang zum kurzbeinigen, seidenfelligen Kläffer, mit dessen zartschnuppernder Nase, nervösem Ohr und listigem Augenpaar, man entdeckerfreudig Europa durchbummelte.) Von heute an aberr, — „heute beginnt mit dem Erscheinen ihres Kindheitsbuches, — wird Mechthild Lichnowsky jenes kleine Mädchen heißen, das aus dunkeln Augen einen Hühnerhundblick sendet und in seinen glückseligsten Augenblicken nicht wie, sondern als ein Pferd durch Wiesen und Gärten galoppiert. Von diesem Wildfang,, der ebensosehr eine versponnene kleine Träumerin sein kann, hat Jack von Reppert-Bismarck zwei anmutvolle Zeichnungen auf Umschlag und Titelblatt des Buches gesetzt.

Schloß Beaucastel, der kleinen „Christiane" Jugendheimat, ist das Paradies, nicht etwa jenes verlorengegangene, mit Gefühl oder Sentimentalität betrauerte vieler Menschen und vieler Dichtungen, sondern ein sehr reales, von der lebendigen Gegenwart eines Kindes erfülltes. Dort thront wie Jehovah ein gerechter und seigneuraler Vater-Gott, der mit dem Worte „Von mir aus..." den Gang der Welt bestimmt, und die zarte Mutter gleicht einer holden Himmelskönigin, die man still verehrt. Am schmalen Armband trägt sie sieben leise klirrende silberne Herzen, für jedes ihrer Kinder eins, und einmal,, an festlichem Tage, steckt ihr der Vater eine blühende Rose ins Haar. Selbst der richtende, strafende Engel fehlt nicht an seinem Platze. Er heißt, wie es sein muß, Angèle, stammt aus der Welschschweiz, lehrt Französisch und führt eine strenge Herrschaft über diese Kinder des Schlosses. Ob diese Kinder Grafenkinder, kleine Prinzessinnen oder Baronessen sind, wird niemals lautbar, sicher zu spüren ist allein ihre untadelige Herkunft aus ältester Rasse als Voraussetzung ihrer Erziehung und ihres Lebensstils.

Es gibt in diesem kleinen Reiche viele verbotene Dinge und viele streng zu erfüllende Pflichten; Uebertretung und Versäumnis werden mit empfindlichen, auch körperlichen Strafen gesühnt. Wenn man als erzogener Mensch und gar als „moderne Mutter" mit Christiane auf Beaucastel noch einmal erzogen wird, so stellen sich einem viele Erziehungsfragen neu. Ist man nicht zu wenig genau, zu nachsichtig, mit sich selbst und mit den zur Erziehung Ueberantworteten? Ist nicht vollkommene Form und die aus ihr stammende Freiheit nur möglich als Resultat vollkommener Strenge? Christiane jedenfalls ist von der Notwendigkeit scharfen Urteilsspruches und gerechter Strafe tief durchdrungen. Sie weiß, wer böse Gedanken denkt, dem schlägt der Blitz ins Kinderbettchen; schnell denke man darum etwas Gutes: „Lieber Gott ich bin so brav". Bereitwillig glaubt das Kind an solch einen behütenden lieben Gott und seine Heiligen, die Existenz des Teufels ist ihm jedoch die allergewisseste. Ueberall legt er seine lockenden Fallstricke. Morgens im Bett läßt er die 30 zugebilligten Aufstehminuten verträumen, und er legt einem leicht und gerne „die freche Antwort" auf die flinke Zunge.

Ein kleiner, scheinbar unwichtiger Zug, eine nur beiläufig erzählte Episode, macht vielleicht dem einen oder andern Leser das Kind Christiane besonders teuer; denn gibt es einen untrüglicheren Beweis für die unbedingte Vornehmheit seines Charakters? Die Gouvernante hat es vor dem Vater zu Unrecht der Lüge geziehen. Weinend wohl, aber schweigend erduldet es die väterliche Züchtigung, denkt nur: „Der gute Papa! Soll ich sagen, daß ich nicht gelogen habe? Es war gar nicht nötig, ihm irgend etwas zu sagen."

Wer selbst in der Stadt auferwachsen ist, spürt es oft wie einen leichten Neid: eine auf dem Lande verlebte Kindheit nur gäbe uns sichere, unzerstörbare Verwurzelung in der Natur, schenkte uns Pflanze und Tier zu lebenslang geschwisterlich-vertrauten Gefährten. Lurchs, des Dackels Vorgänger in der Liebe der tierfreundlichen Mechthild Lichnowsky tauchen im Kindheitsgarten Christianens in mannigfacher Gestalt auf. Das Rehzicklein Muno nimmt an den heikelsten Rechnungsaufgaben der Kinder teil, die gerettete Maus oder die sich verpuppende Wolfsmilchschwärmerraupe ist eines kaum geringeren Entzückens würdig als der glänzende Rücken der geliebten Pferde. „Hunde sind Brüder, Katzen und alle fangbaren Tiere im Wald Schwestern. Aber das Pferd ist göttlich. Zwischen Menschenhand und Pferdemund stellt ein Lederriemen die Verbindung her, und alles andere ist im Augenblick vergessen." So schreibt Christiane als Heranwachsende in das leider nur sehr fragmentarisch geführte oder mitgeteilte Tagebuch.

Zwischen Kinderstube und Erwachsensein, das den Duft von Peau d'Espagne, den Rhythmus von Ballorchestern und den Traum von langen schwedischen Handschuhen lockend voraussendet, hat weise Vorbedacht die Zucht des klösterlichen Pensionates gestellt. Eltern und Geschwister sind bekannte Größen, ihre Aktionen und Reaktionen sind für ein kluggeäugtes kleines Mädchen leicht vorauszusehen. 107 Mitschülerinnen und ein Stab schwarzhäubiger Lehrschwestern aber stellen ein weites, lockendes Feld der Erkundung und Ergründung dar. Doch unumstößliche Regeln stehen dem ungebärdigen Lebensdrang dieser Jugend entgegen, bewährte, gesicherte Forme auch hier, die den Ausbruch des Gefühles zügeln lehrt. In jugendlich zarter Schwärmerei träumt Christiane tagelang, einmal „Mére Bernhardt's" Hand verehrend zu küssen, — morgen wird sie es sicherlich tun. Morgen aber hat eine höhere Instanz die Lehrerin unter gleichgültige Schülerinnen versetzt; „les amitiés particulières" gelten als nicht erwünscht. Nur in der Klavierstunde kann sich Christiane ein privates Reich aus Tönen gründen, da ihre Ausnahmebefähigung Ausnahme sich erzwingt.

Wir blättern zurück: Christiane, das Vierjährige, ist vom Nachmittagsschlaf zu früh erwacht. Langsam taucht sein kleiner Kopf aus dem Dämmer des Unbewußten herauf. Da ist im Fenstervorhang eine rosa Blume, durch die das Sonnenlicht schimmert. Die kleine Hand schneidet sie schnell heraus aus dem nachtblauen Tuch. Wachgewordene Augen schauen durch die Lücke. Nun ist die Welt zur Erschließung bereit; Farben, Gerüche, Bewegung, Töne und Wort sind ein unermeßliches Spielfeld.

Wir aber, als Lesende, stehen voll beteiligt und herzlich beglückt mitten im Umkreis der christianischen Weltentdeckung und Welterschaffung. A. H.

Aus Mechthilde Lichnowsky: „Kindheit".

Verlag S. Fischer, Berlin.

Die Kindsfrau Mali trug lichtblaue Brillen im verwelkten Gesicht. Oben hatte sie keine Zähne mehr, unten etwas, das dem Vierjährigen erschien wie ganz kleine Papierschnitzel. Auf dem Wickeltisch wälzte sich immer Jemand, und Jemand machte die Wiegenvorhänge zittern. Hunde durften nicht hereinkommen, aber es gab welche im Garten.

Die Turmuhr rief die Stunden blechern. Sie sagte nicht bim und nicht bum, sondern „beim" für die Viertelschläge und etwas Tiefes, Buchstabenloses für die Stunden. Blo — äum... Blo — äum... Aber was das Ganze war, das so, klingend mit der Luft, ins Zimmer kam, wußte niemand. Hundekläffen und Glockenton waren zum Einatmen.

An den Fenstern stießen sich die Sommerfliegen. Und immer wieder konnte niemand sagen, ob die Mutter ein Kind oder der Vater den Gärtner gerufen hatte oder ob der Glockenton aus dem eigenen Ohr in jenes herrliche Riesenreich fiel, das ringsum noch bestand... man selbst und ES... Dunkel und Hell . Fluß und Stillstand...

Unpolierte Holzfußböden sind ein lebendiger Grund. Da gibt es die Fugen, aus denen eine Mischung von dunklem Fett und grauer Wolle hervorsieht, worin blinkende Nähnadeln, Papierstreifchen, Besenhaare eingebettet liegen und hie und da als Luxusobjekt an breiteren Stellen eine Stahlfeder, ein blanker Nagel, ein dünner Bleistift. Die Bretter zeigen große Verschiedenheit in der Qualität des Holzes. Fichtenholz läßt sich zwischen seinen Jahresringen mit dem Fingernagel eindrücken. Man kann Rinnen einkerben, bis sich ein Schiefer zwischen Finger und Nagel drängt, der dem Kind Verwunderung und Schmerz bereitet.

Auch die Knie wissen davon. Aber sie gewöhnen sich daran wie an die Eiseskälte des Brunnenwassers, womit sie gewaschen werden. Knie riechen daher nach Seife oder nach Staub, bemerkt das Kind, wenn es sein Kinn darauf stützt. Lange Zeit kann es seine Hände betrachten, insbesondere die weichen Fingerspitzen, die wie das Holz des Fußbodens gemasert sind. Knie und Beine aber sind dumm, philosophiert es weiter. Warum gehen Socken nur bis soweit?

Durch die offene Tür schiebt sich ein Jagdhund herein. Seine Beine sind mit milchweißem Gras kurz bewachsen. Auch am Körper sind weiße Stellen. Das Gesicht und die langen Ohren sind schwarzglänzend wie ein Zylinderhut. Man muß mit der Hand darüber hinfahren, und wenn ein kleiner Haufen Gestreicheltes an der Endstation liegt, darf man etwas klopfen und beruhigen. Dann atmet die Hand auf und auch der Hund. Und nun sucht man sein Gesicht. Es ist genau wie das des Kindes. Es erkennt sich darin ohne zu staunen.

Etwas Ernstes ist das ölige, ewig vorhandene Halsband.

Der Hund wird unwillig herausgerufen. Er schleicht zur Türe, aber die rosa Krallen machen zu viel Lärm. Mit den Schultern will er das Krallenscheppern zurückhalten. Umsonst. Alles Schleichen hilft nichts. Da gibt er es auf, schüttelt Ohren und Halsband und drückt sich durch den Türspalt, den man ihm geöffnet hatte. Die eiserne Klinke, nachdem sie knallend heraufgeschnellt war, steht wieder still. Oeffnet man diese Türe von außen, so geht der Klinkenknopf auch auf der Innenseite mit einem eckigen Ruck herunter, genau wie ein Fliegenkopf sich bewegt. Uebrigens ist der Fliegenkopf nicht etwa wie der eigene Kinderkopf ein Kopf — der Fliegenkopf ist eine eiserne Türklinke. Er hat die Eisenfarbe und die unerwartete ruckweise Beweglichkeit.

„Mittag" ist ein köstliches Wort, wenn Mali es ausspricht. Draußen brennt die Sonne — Zimmer sind kühl. Auf den Fichtenbretterboden hat man aus Gießkannen Wasser hingeschlängelt. Auf weißen Tellern, die grobkörnig und glänzend wie gefrorenes Grießmus aussehn, zittern goldgelbe Suppenspiegel, unter Deckeln raucht Gebratenes, und die Kehle weitet sich vor seligem Durstlöschgefühl beim Anblick der tautropfenbelaufenen Wasserflasche, die von vierjährigen Fingern berieben und beschrieben wird, bis sie einen Ton von sich gibt.

„Mali, die Flasche hat geschrien."

Auf dem Gang draußen stößt ein Wasserhahn seinen Strom in den Ausguß, Eimer füllen sich blechern, tief zuerst, dann höher und höher, zarter singend, bis — man weiß von drinnen genau, wie voll er ist — bis eine Hand den Hahn absperrt. Es tröpfelt aber noch unentwegt Wasser in den Ausguß. „Weibsbilder", flucht der Hausknecht, der das Essen gebracht hat, und sperrt den Hahn ganz zu.

Unter den Kastanienbäumen sind Bank und Tisch aus der Erde gewachsen. Niemand kann sie wegtragen. Sie sind dunkelgrün. Spatzen holen sich die weißen Fäden, die Mali dort beim Nähen verliert. Und die grauen Haubenhennen vom Krämer schlüpfen unter die Hecke, die den Kastanienplatz umgibt und räuspern sich umständlich, während sie ohne besondere Ziele im Grase spazieren.

Wenn eine Henne im Boden scharrt, sieht sie nie hin, sondern macht ein Gesicht wie die Wäscherinnen, die erhobenen Hauptes mit den Händen im Trog fuhrwerken, den Kopf erst senken, um einen triefenden Fetzen zu betrachten, und ihn wieder erheben, wenn die Fäuste im bläulichen Wasser stampfen. Hennen dürfen nie beim Scharren hinuntersehn. Auch Kinderfrauen können alles mögliche geschäftig auf- und zuknöpfen und derweil den Kopf zum Himmel heben.

Bei den Kastanien ist der Pferdestall, in dessen duftender Dunkelheit zwei langschweifige Schecken und zwei Dunkelbraune stehen. Es tönt immer behaglich von dort; bisweilen lacht eines der Pferde überlaut oder stampft seufzend auf, während mit aufgekrempelten Hemdsärmeln der Kutscher pfeifend auf das Brett tritt, das sanft von der Stalltür herabführt. Und hinter dem Stalldach versteckt sich die Sonne, sonst könnte niemand den Himmel anschauen, in dem so viel Schwalben sausen. Dennoch, will man eine mit den Augen verfolgen, verwandelt sie sich in einen weißen Funken, der im Blau zergeht und als Träne auf die Wange fällt. Wie staubig sehen danach die Haubenhennen des Krämers aus, die abgewandten Kopfes scharren.

Stiefel sind etwas Liebes, etwas Dummes oder etwas Boshaftes. Der Vater hat glänzend gewichste. Das ist kein Leder mehr, das sind eben herrliche Stiefel. Und sie krachen wunderbar. Wenn der Vater kein so ernstes Gesicht machte, könnte man denken, es sei etwas nicht in Ordnung an ihnen, daß sie so krachen: Darin liegt aber väterliche Autorität. Krachende Stiefel sind wie die Stimmen der Männer — — etwas Unerreichbares.... wie wenn der Nachbar frische Semmeln kaut... Wer kann je so knusprig kauen wie der Nachbar? Nie zu erreichen.... Und auch die Stiefel sind ein Geheimnis; die eigenen eine enttäuschende Angelegenheit. Sie sind glanzlos.... Die Schnüre kommen grau und verdreht aus Messinglöchern und sind oben von Kindsfrauenhand zu dem unverständlichen Knoten zusammengeschlungen, der eines der Hauptmerkmale zwischen Erwachsenen und Kindern aufdeckt: Erwachsene können es, — und Kinder schlingen, pressen, kreuzen — und es ist, als wüßten die teuflischen Bänder, daß sie nicht zu halten brauchen.

Die Menschen in dem Haus wohnen in Zimmern; nur die Mutter lebt in einem Salon, in dem ein Klavier steht. Sie singt ein Lied, das so angeht: „Die Blu — medie am Bachesrand... beim Abschiedu gepflückt...." Das Lied heißt „Beim Abschiedu"... Der Vater singt die zweite Stimme, was insofern etwas Berühmtes war, als er sie, wie die Mutter sagte, nach dem Gehör selber erfand, die Noten ständen gar nicht im Buch. Das Kind kennt das Lied, wie es das große Weichselspalier kennt, wo es genau weiß, wo ein besonders fruchtbeladener Zweig sitzt, wo die hellen, wo die tiefer gefärbten, reifen, fetten Früchte, wo die ganz kleinen grünen hängen; kennt auch vom bloßen Hinsehn den säuerlichen, den süßeren Geschmack. So war's mit dem Baum, so war's mit dem Lied. Auch da wußte es, wo die Töne am dichtesten beieinander standen, wo einer sich loslöste und sich dorthin wandte, wo schon einer wartete, wo sie paarweise gingen, wo von unten große Hilfen kamen, kleine unverhoffte, doch erwartete Freuden; und auch hier kannte es den Vorgeschmack. Hätte niemand des Vaters zweite Stimme gerühmt, wäre sie dem Kind ebenso selbstverständlich erschienen, wie daß es in der Sonne von seinem kleinen Schatten verfolgt wurde. So aber war es sicher wie mit den Stiefeln: „Nie werden meine so schön krachen, nie werde ich zweite Stimme singen dürfen."

Das Verhältnis der modernen Jugend zum Märchen, und seine erzieherische Bedeutung.

Von Dr. Helena Sokolow.

Die moderne Jugend, mit ihrem ausgesprochenen Wirklichkeitssinn, mit ihrem vorherrschenden Interesse für das Sachliche, hat im allgemeinen ein negatives Verhältnis zum Märchen. Sie empfindet das Märchen, dieses Land der übernatürlichen Erscheinungen, der ungewöhnlichen Begebenheiten, der Wunder, als einen Gegensatz zur Wirklichkeit und wendet sich unwillig von ihm ab. „Märchen ist Lüge" — ist eine Aeußerung, der wir heute überaus häufig begegnen und zwar seitens der geistig vorgeschrittenen Jugend. Diese Aeußerung enthält einen Teil Wahrheit, jedoch nur einen winzigen Teil, denn das Märchen ist oft Lüge, muß es aber nicht sein. Es ist Lüge, wenn es nichts anderes darstellt als eine Anhäufung von übernatürlichen Erscheinungen, ungewöhnlichen Begebenheiten und Wundern ohne einen wertvollen Inhalt, ohne einen tieferen Sinn, wenn es literarisch und dichterisch wertlos und unzulänglich ist, wenn es nichts anderes sein will als eine billige Nahrung für die Phantasie, als eine nicht anregende, sondern erregende Augenblicksunterhaltung, die weder Geist noch Herz bereichert.

Ist jedoch all das übernatürliche, ungewöhnliche, wunderbare Geschehen im Märchen ein Gleichnis, ein Sinnbild, eine poetische Form, die einen tieferen, sinnvollen Gehalt in sich birgt, eine Wahrheit des Gefühls und des Erlebens, die tiefste und die einzig ewige Wahrheit des Herzens, dann ist es keine Lüge.

Es ist keine Lüge das Märchen von Andersen „Die Schneekönigin", in dem die Kraft von zwölf Männern das Tor ihres Eispalastes nicht zu öffnen vermag, und das sich von selbst auftut vor dem kleinen, schwachen, hilflosen Mädchen, das Liebe und Sorge um den verschwundenen Freund in die weite, fremde Welt hinaustreibt. Einsam und hilflos irrt sie so lange herum, bis sie ihn erfroren an Leib und Seele findet, heilt und aus seinem Gefängnis befreit. Ihre heißen Tränen dringen in sein Herz und lösen die Eisschicht, die es umringt, sie küßt seine Hände und Füße, und sie verlieren ihre Steifheit, sie singt ihr gemeinsames Lieblingslied, das mit den Worten schließt:

„Mit des Herzens warmem Beben,
Lieb ich diese schöne Welt
Und höre auf erst mit dem Leben",

und er wird ganz und gar gesund. Vor dem Worte „Liebe", das zum ersten Mal in diesem prachtvollen, weißen, kalten Palaste ertönt, zerschmelzen seine uralten Eismauern, und die Kinder Hand in Hand, lachend und weinend vor Glückseligkeit, kehren in ihr Heim zurück.

Alle diese Wunder und ungewöhnlichen Begebenheiten sind keine Lüge, sie sind Wahrheit im poetischen Gewande, jene allesbesiegende, ewige Wahrheit, die uns schon die Bibel, dieses Buch der größten und tiefsten Lebensweisheit, verkündet, daß nicht die physische Kraft, sondern die des Geistes und des Herzens, die größte Kraft und Macht sei, die einzige, die Wunder zu vollbringen vermag.

Andersen selbst spricht diesen Gedanken in seinem Märchen in wunderbar schlichten Worten aus. Es ist das Gespräch des Renntieres, das Mariechen auf Befehl des kleinen Räubermädchens zum Eskimoweib gebracht hatte mit dem Eskimoweib: „Du willst also Mariechen nicht helfen?" fragt das Renntier das Eskimoweib. Darauf das Eskimoweib: „Aber ich bitte dich, sag doch, was könnte ich ihr noch mehr geben, als jene Macht, die sie bereits selbst besitzt? Siehst du denn nicht ihre Kraft und Macht? Siehst du nicht, daß Menschen und Tiere ihr zu Hilfe eilen und ihr jeden Willen tun? Siehst du nicht, daß arm, hilflos und schwach durchwanderte sie schon die halbe Welt, und nichts vermag ihr zu widerstehen? Eine solche Macht vermögen wir ihr nicht zu geben, eine solche Macht kann ihr niemand in der ganzen Welt geben, und sie bedarf auch dessen nicht, denn die Quelle ihrer Macht ist in ihrem eigenen Herzen und diese Quelle ist Güte, Liebe, und Reinheit. Wenn diese drei Schlüssel die Tore des Palastes nicht öffnen und Hans nicht retten werden, dann können wir es ebenfalls nicht tun."

Und ist die Schneekönigin selbst nur ein Phantasiegebilde? Gibt es nicht gar viele Menschen, die ihr gleichen, Menschen mit allen Gaben der Natur beschenkt, umgeben von Reichtum, Pracht und Glanz, die alles haben, denen nur das warme, mitfühlende Herz fehlt? Mit ihrem falschen, kalten aber blendenden Glanz ziehen sie auch die Besten in ihren Bann, um sie dann in der eisigen Luft, die sie umgibt, langsam erstarren zu lassen.

Und der verzauberte Spiegelsplitter, der in Hansens Herz gerät und ihn auf einmal ganz und gar verwandelt, entspricht er nicht der Wirklichkeit und Wahrheit? Wie oft im Leben geraten Menschen unter einen fremden, bösen Einfluß und sind dann wie verzaubert. Alles, was ihnen bis dahin lieb, teuer und wertvoll gewesen, verliert für sie den bisherigen Wert. Entfremdet sich selbst und ihrer Umgebung, fühlen sie sich unglücklich und würden seelisch zugrunde gehen, wenn sie nicht die aufopferungsfähige Liebe eines ihnen ergebenen Wesens aus der fremden bösen Umgarnung rettet.

Auch Mariechens heiße Tränen, die die Eiskruste um Hansens Herz zum Schmelzen bringen, sind wahr und wirklich. Sind Tränen, vergossen in Leid und Schmerz um einen geliebten Menschen, der das Fühlen verlernt hatte, nicht imstande bis in sein Innerstes durchzudringen und die erstarrten Gefühle wieder zu beleben? In diesem Märchen ist alles wahr und wirklich, sowohl die Menschen als auch die Begebenheiten. Es enthält eine feine Lebensweisheit und bereichert jeden Leser, Kinder und Erwachsene.

Eine solche poetische Wahrheit ist auch mein Märchen: „Die Prinzessin ohne Herz", in dem die Prinzessin von ihrer unheilbaren Krankheit nur dadurch geheilt wird, weil ein Jüngling reinen Herzens auf sein eigenes Herz verzichtet und es ihr schenkt. Diese Begebenheit im Märchen ist ein Sinnbild, ein Gleichnis für den tiefen und wahren Gedanken, daß nur eine große, begeisterungsfähige Idee oder ein großes, starkes, zu allen Opfern bereites Gefühl, auch dort ein Feuer zu entzünden vermögen, wo vorher nicht einmal ein Funke vorhanden war.

In einem andern von meinen Märchen ist ein solches Sinnbild die Wundergeige, die nur denjenigen dient und gehorcht, die reinen Herzens sind, die unfähig sind einer einzigen bösen Tat, eines einzigen bösen Gedankens. Sie führt und leitet den Helden des Märchens durch Felder und Wälder, über Berge und Täler, ohne Nahrung bei Tag und bei Nacht, und er spürt weder Durst, noch Hunger, noch Müdigkeit...

Nein, sie ist keine Lüge! Jeder von uns ist im Besitze einer solchen Wundergeige, in jedermanns Brust klingen ihre Töne, aber nicht jeder vernimmt sie. Es hören sie diejenigen nicht, die im allzulauten Stimmengewirr des Alltags, die feinen, zarten Laute ihres eigenen Innern überhören und vor allem diejenigen, die sie nicht hören wollen, die es vorziehen aus Trägheit und Bequemlichkeit, der Stimme ihres Herzens und Gewissens nicht zu lauschen, die zu lieben, zu begreifen und zu helfen befiehlt. Doch, wer sie hört diese Stimme und ihr folgt, der hat Kraft und Macht in seinem Innern, der hat das Wunder in sich, für den ist auch die Welt voller Wunder, der besitzt jene Wundergeige die ihm dient und gehorcht, die ihn führt und leitet durch alle Hindernisse und Schwierigkeiten hinweg, zum Ziele, wie im Märchen. Was ist der Mensch, der nur der Stimme seiner eigenen Bedürfnisse, Vorteile und Ambitionen folgt, der ißt, trinkt, sich vergnügt, Geld und Besitz aufeinanderhäuft, ehrgeizig nach äußerer Bedeutung strebt und, gleichgültig, unbekümmert um seine Mitmenschen, nur den eigenen Weg geht? Ist sein Weg nicht eng und öde? Ist sein Leben nicht leer und armselig? Ist es nicht der Geist und vor allem das Herz, das warme, mitfühlende Herz, das seinem Dasein erst Inhalt und Reichtum verleiht? Ist sie nicht wahr und wirklich diese Wundergeige, diese Melodie unserer Seele, dieses Lied unseres Herzens, das in der Geschichte der Menschheit stets die größte und mächtigste Schaffenskraft war, die große Werke, ewige Werte schuf und zu den größten Heldentaten führte? Das Gleiche gilt auch von den anderen Erscheinungen und Begebenheiten im Märchen, von den Hexen, guten Feen, von den hundertköpfigen Drachen und Ungeheuern, von den sprechenden, fühlenden, handelnden Tieren, Bäumen, Blumen usw. Wenn sie einen tieferen Sinn, einen Inhalt enthalten, der Geist und Herz bereichert, dann sind sie wahr und wirklich.

Entspricht nicht die Hexe in der Wirklichkeit dem Bösen, das den Menschen auf Schritt und Tritt auflauert und sich ihrer zu bemächtigen sucht, dagegen die guten Feen dem Guten in uns, unserem guten und edlen Eigenschaften, die uns vor dem Bösen schützen? Und all die Drachen und Ungeheuer, die ein Märchenheld zu bewältigen hat, ehe er sein Ziel erreicht, den Hindernissen und Schwierigkeiten, die jeder Mensch bewältigen muß, wenn er nach einem vorgesetzten Ziele strebt? Und ist die Welt um uns herum nicht des lebendigsten Lebens voll? Es kommt nur auf uns an, ob wir die Augen haben, es zu sehen, die Ohren, es zu hören und das Herz, all das Leben und Weben in der Natur zu empfinden. Alle diese Erscheinungen sind Wahrheit und Wirklichkeit in einem poetischen Gewande.

Lüge dagegen sind Märchen, wie z. B. das von „Ali Baba und den vierzig Räubern", weil es gar keinen tieferen Sinn und Inhalt, gar keinen moralischen Gedanken enthält. So öffnet sich darin das Sesamstor nicht vor der Kraft des Herzens, wie in der „Schneekönigin", es geht auf vor jedem, gleichviel ob gut oder böse, wenn er nur die Zauberformel kennt, in deren Besitz er nicht etwa durch mutige, edle Taten, sondern durch Schlauheit oder gewöhnlichen Zufall gelangt. Es tut sich auf vor den Räubern, die dort das geraubte, mit Blut erkaufte Gut bewahren und bietet ihnen Schutz und Zuflucht; vor dem geldgierigen, geizigen Bruder Ali Babas und vor dem armen, ehrlichen Ali Baba selbst. Der Böse und der Gute werden gleich reich, nur daß dem Guten der Reichtum zum Glück, dem Bösen zum Unglück gereicht.

Dies ist der einzige Gedanke von tieferem ethischem Wert in diesem Märchen. Was gilt aber dieser Wert im Vergleich mit der Bedeutung, die dem Reichtum als solchem zugemessen wird? Er ist darin der größte Wert, das heißersehnte Ziel, nach dem alle streben, er ist die höchste Belohnung, die den Edlen und Redlichen zuteil wird, die Quelle des Glücks und des Unglücks.

Aber sogar dieser einzige tiefere moralische Gedanke im Märchen befügt die Kinder, die schon früh genug aus eigener Erfahrung zu der Einsicht gelangen, daß es in der Wirklichkeit meistens ganz anders zu geschehen pflegt, daß schlechte, rücksichtslose, habgierige, geizige, kleinliche Menschen große Reichtümer erwerben und sich aller Vorteile erfreuen, die der Besitz des Geldes mit sich bringt, dagegen die Edlen, Guten, Mitfühlenden, Rücksichtsvollen und Großzügigen, ihr Leben lang um ihr tägliches Brot mühevoll kämpfen und ringen und ein entbehrungsreiches Dasein führen.

Kinder aber soll man nicht belügen, auch nicht im Märchen. Das Wahrsein dem Kinde gegenüber sollte wie ein heiliges Gebot sein!

Ist es nicht moralischer und auch erzieherisch zweckmäßiger, bereits im Märchen den Kindern die Wirklichkeit so zu zeigen wie sie ist, mit allen ihren Widersprüchen, Härten und Ungerechtigkeiten, dafür aber zugleich den Sinn und das Verständnis für höhere und edlere Werte in ihnen zu wecken und sie zu lehren, diese zu schützen, für Werte, die ihre Quelle nicht außer uns, in den äußeren Verhältnissen, sondern in uns, in unserem Inneren haben, für diesen einzig wahren und dauerhaften Reichtum des Geistes und des Herzens, den uns nichts und niemand zu nehmen vermag? Ihnen die Größe und Schönheit der alles beseligenden, ewigen Wahrheit zu erschließen, daß das Leben im Menschen anfängt, daß der Mensch nur im Glauben an die Seele, an das Wunder leben kann und ihnen den Mut zu geben unentwegt an diesem Glauben festzuhalten?

In diesem Sinn faßt Andersen das Problem auf. In seinen Märchen sind Gold, Reichtümer, Besitz, äußere Vorteile, kein erstrebenswertes Ziel, keine Belohnung für Edelmut und Redlichkeit und auch nicht die Quelle des Glücks und des Unglücks. In seinem „Heinzelmännchen" schildert er mit Humor und feiner Ironie den reichen Kaufmann so wie uns die Reichen am häufigsten im Leben begegnen, mit all seinen Fehlern, Schwächen und Lächerlichkeiten, mit seiner beschränkten Selbstzufriedenheit, mit seiner Habsucht, Geldgier und Kleinlichkeit und stellt ihm den armen Studenten gegenüber, der in dem reichen Hause des Kaufmanns nur eine winzige, kahle, dürftige Dachkammer bewohnt und sich von Brot und Käse ernährt. Dieser arme Student ist trotz seiner äußern Armut kein Armer, weil er seine Armut als solche nicht empfindet, weil er den Reichtum nicht schätzt, weil er andere Werte schätzt und nach anderen Zielen strebt. Er liebt die Wissenschaft und die Poesie, sie sind für ihn die Quelle des Reichtums und des Glückes, von ihnen geht ein Glanz aus, der sein dürftiges Stübchen in ein strahlendes Wunderland verwandelt und es mit herrlicher, süßer Melodie füllt. Wer dieses Märchen liest, muß den Eindruck gewinnen, der wahre Reiche darin sei nicht der im Ueberfluß lebende Kaufmann, der es nicht über sich bringt, dem hungrigen Studenten das trockene Stückchen Käse zu schenken, sondern der arme Student, der in seiner Begeisterung freudig die dürftige Mahlzeit aufgibt, um sie gegen das zerrissene Poesiebeft einzutauschen, in dessen lose Blätter der Kaufmann verständnislos die verkaufte Ware einwickelt.

Wie groß und unwiderstehlich die Macht dieser innern Welt sei, zeigt uns Andersen an der Gestalt des „Heinzelmännchens". Auch das Heinzelmännchen, jener ganz auf seine kleinen, bescheidenen, jedoch sicheren Vorteile (im Märchen ist es ein winziges Schälchen Honig, das ihm einmal im Jahre als Belohnung für seine treuen Dienste aus dem großen Honigfaß zuteil wird) furchtsam bedachte Menschentypus, auch er vermag auf die Dauer, dem Zauber der wunderbaren Welt, wie sie ihm aus dem armseligen Studentenstübchen entgegenstrahlt, nicht zu widerstehen. Er findet nur nicht gleich den Mut und die Kraft für dieses wunderbare, aber unbekannte, unsichere Etwas, seine zwar kleine, enge und graue, jedoch gesicherte Existenz aufzugeben. Es zieht ihn aber mit unwiderstehlicher Gewalt an, langsam dringt es in sein Innerstes, es bemächtigt sich seiner immer mehr und trägt zuletzt den Sieg davon. In einem Augenblick der Gefahr, als diesem wunderbaren Etwas, die Vernichtung droht, entschwindet auch der letzte Rest der kleinlichen Aengstlichkeit aus seiner Seele, und er findet den Mut zur entscheidenden Tat. Aus dem brennenden Hause des Kaufmanns rettet er nicht das Honigfaß, das ihm bis dahin den kostbarsten Wert darin bedeutete, sondern das zerrissene Poesiebeft, das ihm zuerst den Einblick gewährte in eine Welt der nie geahnten Schönheit und Größe des unvergleichlichen Reichtums und des Wunders.

In meinem Märchen „Die Prinzessin ohne Herz" ist dieser kostbarste Schatz das warme, mitempfindende, mitfühlende Herz, das der Prinzessin fehlt, und das die Menschen oft glücklicher macht, als alle Schätze der Welt. Tochter eines der mächtigsten Monarchen, schön, umgeben von Prunk und Pracht, war sie doch ärmer als die ärmste Bettlerin im Lande, denn:

Ach, die schöne Prinzessin hatte kein Herz,
Wußte nicht was Freude, wußte nicht was Schmerz!

Und erst als sie in den Besitz des Herzens gelangte, das gleich stark in Freud und Leid schlug und pochte, wich die starre Kälte von ihrem Wesen. Wie war sie da auf einmal verwandelt, wie unähnlich der früheren Prinzessin! Nun erst strahlte sie in ihrer ganzen Schönheit, denn:

Sie hatte ein Herz, ein lebendiges Herz,
Sie jauchzte im Glück und weinte im Schmerz,
Ein leuchtendes Lächeln umspielte den Mund,
Nun war sie ganz und gar gesund. —

Jedoch das reine Phantasiemärchen, auch in diesem allerbesten Sinne, wie ich es eben geschildert habe, vermag die moderne Jugend, mit ihrem vorherrschenden Interesse für das Sachliche, kaum zu befriedigen. Diesem Interesse soll aber Rechnung getragen werden, indem man beides miteinander verbindet, und dem Märchen einen sachlichen Stoff hinzufügt, sei es aus dem Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst...

In meinem Buche: „Was uns die alten Bilder erzählen" habe ich es getan und diesen Stoff der Geschichte der Malerei entlehnt. Es besteht aus zwölf Märchen und dreißig Bildern. Die Bilder sind nicht etwa zufällig zusammengewürfelt, es sind dies lauter Kindermotive, alles weltberühmte Gemälde von den größten Malern in verschiedenen Ländern, immer aus der Blütezeit der Geschichte der Malerei. Die Märchen sind mit den Bildern organisch verbunden, sie geben Aufschluß über das Wesen und die Schaffensart des Künstlers, sie schildern das Milieu, in dem das Bild entstanden ist und weisen auf jene künstlerischen Qualitäten hin. Sie bewahren aber zugleich ihren ureigenen Charakter, indem sie bleiben, was ein Märchen sein soll — das Land der ungewöhnlichen Begebenheiten, der Wunder, jedoch der Wunder, die der inneren Wahrheit entsprechen.

Aber ebenso wie die Moral im Märchen nicht ins Moralisieren ausarten darf, dürfen auch diese Kenntnisse keinen didaktischen Charakter annehmen. Beides muß ins Märchen hineingeflochten sein, wie man Grünes in einen Strauß von bunten Blumen hineinflicht — es verdunkelt nicht ihr Leuchten, es schmälert nicht den Eindruck des Straußes, es hebt noch die Schönheit und den Wert des Ganzen. —

Unter den Bildern befinden sich auch die für die Schaffensart der Künstler am meisten charakteristischen Selbstporträts. Auf den Blättern ist stets das Geburts- und Todesjahr verzeichnet, ebenso die Stadt und die Galerie angegeben, wo sich das betreffende Gemälde befindet, und auf diese Weise ist das ganze kunsthistorische Material, ohne daß die Leser es merken, auch chronologisch geordnet. Eine Einleitung schildert den Unterschied zwischen dem wahren und dem lügenhaften Märchen, sucht die Vorurteile der modernen Jugend gegen das Märchen zu zerstreuen und ihnen die Schönheit und den Wert dieser literarischen Form von neuem zu erschließen.

Mein Buch, das ich in zwei Sprachen geschrieben habe, ist noch nicht veröffentlicht, aber viele von den Märchen sind in Jugendzeitschriften gedruckt und in verschiedenen Ländern im Radio vorgelesen worden, manche auf Wunsch mehrmals wiederholt. Ich habe sie auch in Schulen vorgelesen, in Gymnasien und Sekundarschulen, vor einem Auditorium, das beinah aus zweihundert Mädchen und Buben, im Alter von 11 bis 15 Jahren, bestand. Der Vortrag (Einleitung und drei Märchen), der von farbigen Lichtbildern begleitet war, fand überall, trotz der Unterschiede der Nationalität, des Milieus, des Alters und des intellektuellen Niveaus der Hörer, einen ungemein großen Beifall. Ich hielt ihn in allen Schulen am Vormittag nach dem Stundenschluß, die Hörer waren also schon ein wenig ermüdet, es herrschte aber trotzdem während des Vortrags eine ungewöhnliche Stille und Konzentration, und, als ich nach einer und einer Viertelstunde mit dem Vorlesen zu Ende war, wurde ich in allen Schulen, ohne Ausnahme, beinah stürmisch zum Weiterlesen aufgefordert. Es ist doch kein Zufall gewesen, daß ich keine einzige von den Schulen gleich nach den beendeten Vortrag verlassen habe, sondern, daß sich überall, im Anschluß an ihn, eine überaus rege Unterhaltung entwickelte. Die Mädchen und die Buben umringten mich von allen Seiten, dankten mit ungemein warmen Worten, mit herzlichem Händedruck, stellten höchst interessante Fragen, lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit meinen Antworten, betrachteten mit größtem Interesse die Bilder und äußerten auch ihre eigene Meinung über das Vernommene. Es herrschte dabei eine so herzliche Stimmung, der Ton dieser Unterhaltung war so ungezwungen und kameradschaftlich, als wären wir schon längst nicht nur bekannt, sondern befreundet miteinander gewesen.

Nur in einer Krüppelanstalt ist das Verhalten der Kinder anders gewesen. Nach dem Vortragsschluß herrschte vollkommene Stille, und schweigsam verließen die Hörer den Saal. Nur aus dem Glanz ihrer Augen und dem warmen, lieben Lächeln, strahlte mir ihr Dank entgegen. Durch ihr Gebrechen gehemmt und behindert, haben diese Kinder nicht die Freiheit und Unmittelbarkeit in ihren äußeren Sichgeben wie die normalen Kinder, ihr Empfindungsvermögen, ihre Empfänglichkeit für alle Eindrücke sind aber eher noch größer und stärker als bei den anderen. Dies bezeugten mir die zahlreichen Dankesbriefe, die ich einige Tage nachher erhielt, alle mit reizenden bunten Zeichnungen geschmückt, alle in einem ungemein herzlichen Tone geschrieben.

Diese Briefe und die Unterhaltungen in den Schulen waren mir der beste Beweis, daß meine Märchen ihren Zweck erfüllt haben, daß sie den Kindern mehr gewesen sind als bloß eine Unterhaltungsstunde. Sie haben in ihnen neue Interessen geweckt, sie haben sie zum Nachdenken angeregt, sie haben ihre Phantasie beschwingt, und was mir den größten Wert bedeutet, sie haben zwischen ihnen und mir eine Atmosphäre der Sympathie, der Herzlichkeit und des Vertrauens geschaffen. Das höchste Lob eines sachverständigen Kritikers hätte mir diese Betriebigung nicht geben können. —

Meine Erfahrungen haben mir nur das bestätigt, was ich vorher schon rein intuitiv erfaßt habe, daß das Märchen auf einem höheren ethischen und literarischen Niveau, in unserer Zeit des atemraubenden immervirrenden Tempos, der unersättlichen Genußsucht, der verflachenden, verrohenden Einflüsse des Kinos und des übertriebenen Sports, der geistigen und seelischen Verarmung, eine erzieherische Rolle zu erfüllen vermag, indem es dem irregeleiteten Geiste, dem ruhelosen Gemüt, den aufgepeitschten Nerven, eine Stunde der Sammlung und Vertiefung gewährt, indem es die Kenntnisse bereichert, die Phantasie befruchtet, höhere Interessen und bessere und edlere Gefühle weckt, indem es der Welt der äußeren Realität, die unsere Zeit zum Idol erhoben hat, die der inneren, die Welt des Geistes, des Herzens und der Phantasie entgegenstellt. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß in diesem Kampfe für die Humanisierung unserer durch und durch mechanisierten und rationalisierten Zeit, das Märchen nur einen winzigen Bruchteil jener ungeheueren Arbeit bildet, die das erfolgreiche Entgegenwirken den vielen schädlichen Einflüssen, denen die heutige Jugend ausgesetzt ist, erfordert. Dies darf jedoch niemand entmutigen, wer die Jugend liebt und sich berufen fühlt, sie durch sein Wirken zu fördern, soll es im Bereiche seiner Möglichkeiten tun, auch wenn er dabei das Gefühl hat, sein Werk gleiche einem Tropfen im Meere... Tropfen, die einem so reinen und warmen Urarund entspringen, gehen nicht verloren, in ihnen ist Kraft und Macht, sie streben zueinander, sie verbinden sich miteinander, bis sie eines Tages eine wundertätige Quelle bilden, die reinigt und heilt. —

Die Prinzessin ohne Herz.

Märchen von Helena Sokolow.

Zu den Bildern von Don Diego Velazquez: Infantin Donna Margarita. Madrid. Prado. Die Hoffräulein Las Meninas, Madrid, Prado.

Vor vielen, vielen Jahren lebten im Spanienlande ein König und eine Königin. Sie waren beide bös von Herzen und dachten nur daran, wie sie sich recht viel Freude und Genuß verschaffen könnten. An das Wohl ihres Volkes dachten sie nie und nimmer.

Stolz und hochmütig war der König und nie zufrieden damit, was er besaß. Im Lande wütete stets der Krieg, viele Menschen gingen dabei zu Grunde, und Not, Krankheit und Hunger zehrten an dem Volke. Aber der König scherte sich wenig drum, wenn nur sein Wunsch und Wille erfüllt wurden.

Stolz und hochmütig war auch die Königin und gar unersättlich in ihren Wünschen.

Voll des Goldes und Silbers, der Perlen und Juwelen und des kunstreichen Geschmeides waren ihre Schmuckkästen. Prächtige Stoffe, kostbare Spitzen und feinste Gewebe häuften sich in ihren Truhen. Herrliche handgewirkte Teppiche bedeckten die Dielen und schimmerten zauberhaft in ihrem vielfarbigen feidigen Glanz; Gemälde von berühmtesten Malern schmückten die Räume; aus schwerem, mit Gold, Silber und Edelsteinen durchwirkten Sammet, aus weicher, reich bestickter Seide, aus gemusterten Damastoffen und vergoldetem Leder waren die Wandbekleidungen; aus farbigem Marmor und leuchtendem Mosaik die Dielen; Vasen von edelster Form, Schalen aus geschnitztem Elfenbein, fein gedertem Onyx und gelbem durchsichtigem Bernstein, köstliche Geräte und Kunstschätze aus aller Welt füllten die prunkvollen Gemächer der königlichen Paläste. In den unermeßlich großen Gärten, zwischen Marmor- und Bronzestatuen, blühten und dufteten die schönsten Blumen, sangen und flöteten die seltensten Vögel. In Alabasterbecken plätscherten leise unzählige Springbrunnen und sandten ihre schillernden Wasser gegen den perlgrauen spanischen Himmel.

Die Königin jedoch begehrte noch mehr. Tausende von Tauchern irrten auf dem Meeresgrunde umher und suchten nach Perlen für die stolze Herrscherin. Sie mußten schöner sein als alles Geschmeide von Königen und Königinnen.

Tausende frönten in den dunkeln Schächten der Berge, um Steine von nie gesehenem Glanz herbeizuschaffen. In undurchdringlichen, gefahrvollen Dschungel, auf wilden, unzugänglichen Inseln wurde nach seltenen Tieren und Vögeln für sie gejagt, und ungezählte Schiffe segelten bei Tag und bei Nacht, bei Wind und Wetter bis nach den fernsten Ländern, um der Königin Lust und Laune zu befriedigen.

Manche Träne, mancher Blutstropfen hafteten den ungetrübt strahlenden kostbaren Steinen an. Manches Schiff ist von den tückischen Wellen verschlungen worden und gar viele, viele mußten ihr Leben für die grausame Königin lassen. Aber sie scherte sich wenig drum, wenn nur ihr Wunsch und Wille erfüllt wurden.

Da geschah es eines Nachts, daß der König einen gar seltsamen Traum hatte. Ihm träumte, die Königin würde eine Prinzessin gebären, diese aber, zur Strafe für das böse Tun und Treiben der Eltern, ohne Herz zur Welt kommen.

Als er am andern Morgen den Traum seiner Gemahlin erzählte, lachte sie im stolzen Uebermut und sprach: „Träume sind Schäume, mein Gemahl! Wie sollte Gott den König und die Königin von Spanien strafen wollen? Mag sie nur kommen, die heißersehnte Prinzessin, sie wird sicher die schönste und glücklichste unter den Prinzessinnen sein!

Als nun die Königin kurz darauf eine Prinzessin zur Welt brachte, wurde ihre Geburt mit Prunk und Herrlichkeit gefeiert, und es dachte niemand mehr an den seltsamen Traum. Alsbald gewahrte jedoch die Königin, daß die kleine Prinzessin ein sonderbares Kind war. In der prächtigen, goldenen Wiege lag sie da, eingehüllt in feinste Gewebe und kostbarste Spitzen und sah so blaß und zart aus, als flöße kein Blut in ihren Adern. Sie atmete, aß, trank, sie lachte daher nie und weinte nie und war gar traurig anzuschauen.

Da wurde dem Königspaar angst und bange zumute, das Kind könnte sterben, und sie ließen die berühmtesten Aerzte an den Hof kommen. Als diese jedoch das Kind behorchten, gewahrten sie zu ihrem größten Staunen, daß es kein Herz hatte. Sie untersuchten es aufmerksam und gründlich noch einmal und noch einmal, vermochten aber keines zu finden. Unverrichteter Dinge zogen sie von dannen, denn sie kannten keine Mittel gegen diese Krankheit.

Nun sahen der König und die Königin, daß der Traum in Erfüllung gegangen war, und, daß Gott sie in ihrem Kinde strafen wollte. Dies härtete jedoch nur ihr Herz, und noch böser wurde ihr Tun und Treiben.

Von diesem Tage an aber durfte das Wort „Herz" nie mehr am Hofe verlauten, damit die Prinzessin nicht erfahre, daß ihr etwas fehlte, was alle Menschen besaßen und was sie oft reicher machte als alle Schätze der Welt.

Mehrere Jahre gingen dahin, und das kleine Kind wuchs heran. Schlank und edel war sein Wuchs, fein und zierlich die Beinchen und Aermchen, blaß und zart das Gesichtchen, umrahmt vom hellen, goldenen Haar. Aber die schönen Augen leuchteten nie vor Freude, nie fiel aus ihnen eine Träne des kindlichen Schmerzes auf die blassen Wangen hinab. Auch den feinen, kleinen Mund hatte niemand je weinen oder lachen sehen. Stolz, steif und unnahbar, wie ihr sie auf dem Bilde seht, war die kleine Prinzessin, denn:

Ach, die schöne Prinzessin hatte kein Herz,
Wußte nicht was Freude, wußte nicht was Schmerz!

Am Hofe lebte zu jener Zeit Spaniens größter Maler, Don Diego Velasquez. Er war ein Spanier von vornehmer Herkunft und brachte den größten Teil seines Lebens am spanischen Hofe als Hofmaler und Zeremonienmeister zu. Seine Aufgabe war, alle Begebenheiten in Bildern zu verewigen und die Festlichkeiten künstlerisch zu gestalten.

Er malte den König, die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen, Minister, Generäle, Admirale und alle Leute, die zum Hofe gehörten, sogar die Narren und Zwerge, mit denen sich die königliche Familie ergötzte. Er malte sie in ihrem Palaste, beim Gottesdienst, in der Grabkapelle vor den Särgen ihrer Ahnen, in ihren prachtvollen Gärten, bei prunkvollen Turnieren, auf der Jagd von Hunden begleitet, in der Manege, wenn sie ausritten und in voller Kriegsrüstung vor der Schlacht.

Er gab sich stets die größte Mühe, die Wirklichkeit natürlich, wahr und treu wiederzugeben. Er ließ seine Gestalten keine besonderen Stellungen einnehmen, er ließ sie nicht anmutig lächeln oder freundlich blicken, er legte nicht die Falten ihrer Gewänder in schöne Linien zurecht. Diese künstliche Schönheit, die die größten unter seinen Zeitgenossen erstrebten, galt für Velasquez nicht. Er beobachtete seine Umgebung mit scharfem Blick und suchte jedem Dinge seine eigene natürliche Schönheit abzugewinnen.

Und so gab er auch in diesen Gemälden die stolze, vornehme Schönheit eines alten aristokratischen Geschlechtes wieder und jene eisig kalte Luft, die am spanischen Hofe wehte, an dem das ganze Leben, auch das persönliche der königlichen Familie, von den unerbittlich strengen Gesetzen der Hofetikette beherrscht war. Er malte mit einem starken zugleich zarten Strich und mit seinen, kühlen Farben und schuf mit jedem seiner Gemälde ein Meisterwerk der Kunst.

Da trug es sich einmal zu, daß die stolze Prinzessin mit ihren Hofdamen, ihren Zwergen und Hunden, in die Werkstatt kam, als der Maler den König und die Königin malte, und, als sie den Künstler bei der Arbeit fand, wünschte sie mit ihrem ganzen Hoffstaat auf dem gleichen Bilde gemalt zu werden. Es war eine schwierige Aufgabe, die der Maler nur mit der größten Mühe zu lösen vermochte, es blieb ihm aber nichts anderes übrig, als zu gehorchen, denn der Wunsch einer spanischen Prinzessin glich einem Befehl. Er löste diese Aufgabe, indem er die ganze Szene vor dem Spiegel malte, und dies erklärt auch seine eigene Gegenwart auf dem Bilde.

Also ging er an die Arbeit, suchte unter den Farben und fand ein ganz, ganz blasses Rosa für das zarte Gesichtchen, ein schönes, mattes Gold für ihr weiches Haar, für das steife, kostbare Kleid ein kühles Silbergrau und ein blasses Rot. Und er nahm noch viele andere Farben, aber alle blaß, fein und kalt, denn blaß, fein und kalt war die herzlose Prinzessin selbst.

Als das Bild fertig wurde, verlangte die Prinzessin, daß er sie noch einmal male, aber ohne Hofdamen, ohne Zwerge und Hunde.

Auch diesmal fügte sich der große Künstler der kleinen Infantin und malte sie ganz allein.

Die Gemälde wurden dann in einem großen Saale des Palastes ausgestellt, und das Volk durfte seine Prinzessin sehen und bewundern. Die Leute kamen in Scharen, wußten sich vor Bewunderung nicht zu lassen und hatten nicht genug Worte, die Infantin zu loben und zu preisen. Dies taten sie aber nur, wenn sie jemanden vom Hofe in der Nähe wußten, blieben sie unter sich allein, so redeten sie anders, denn niemand mochte die herzlose Prinzessin leiden.

Eines Tages geriet die Infantin, Donna Margarita, in die Nähe des Saales, in dem sich die Gemälde befanden. Die Türe war nur leicht angelehnt, die schweren Vorhänge zurückgezogen. Sie blieb stehen und sah neugierig den Menschen zu, denn noch nie war sie dem einfachen Volke so nahe gekommen.

Alsbald hielt eine Schar junger Menschen und Burschen vor den Gemälden still und, nachdem sie diese aufmerksam betrachtet hatten, sprach eins von den Mädchen:

„Schön ist sie, vornehm und prachtvoll gekleidet, aber kalt, hochmütig und eisig stolz. Ich mach mir nichts aus solcher Schönheit!"

„Da hast du recht", meinte ein anderes, „auch mir gefällt sie nicht. Seht nur hin, wie sie vor lauter Hochmut steif dasteht und auf die Menschen um sich herum niederschaut, als wären sie Staub zu ihren Füßen!"

„Wißt ihr denn nicht", unterbrach sie ein Drittes, „das Hoffräulein wäre ja beinahe gestorben. Vom langen Knien hatte sie Wunden bekommen und litt entsetzliche Schmerzen, mußte aber so lange in dieser Stelle verweilen, bis das Bild fertig wurde."

Darauf rief einer der Burschen dreist dazwischen:

„Ich gratuliere dem hohen Herrn, der sich diese herzlose Stolze einmal zur Gemahlin holt, in seiner Haut aber möchte ich nicht stecken!"

Dies gefiel den Mädchen wohl, und sie fingen zu lachen an. Und als die Burschen sahen, welchen Beifall dieser Scherz gefunden hatte, gaben auch die anderen Aehnliches zum besten und höhnten und spotteten über die stolze Königstochter. Ein Jüngling von edler und schöner Gestalt stand still und schweigsam daneben, hörte traurig auf die Reden der Mädchen und der Burschen und sprach dann:

„Schämt ihr euch nicht eure Worte? Trägt denn die unglückliche Prinzessin Schuld daran, daß sie Gott ohne Herz zur Welt kommen ließ? Mit Pracht und Reichtum ist sie umgeben und ist doch ärmer als die ärmste Bettlerin in ihrem Lande, denn:

„Ach die schöne Prinzessin hat ja kein Herz,
Weiß nicht was Freude, weiß nicht was Schmerz!"

Und voller Mitleid versank er in die Betrachtung der Bilder.

Die Burschen und die Mädchen schmähten nun auch ihn und, unter Lachen und Scherzen verließen sie den Saal.

Hinter dem Vorhang stand die Prinzessin verborgen und zitterte und bebte vor Wut.

„Was war das für ein Ding, dieses Herz, von dem sie alle sprachen, das sie so priesen und lobten, und das sie allein nicht besaß? Mit einer Bettlerin hatte sie deswegen der freche Jüngling verglichen, das tollste ist es mit dem Leben büßen! Und der Jüngling wurde ergriffen, ins Gefängnis geworfen und verurteilt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben.

In der Nacht vor seiner Hinrichtung aber hatte der König wiederum einen seltsamen Traum. Ihm träumte, seinem Kinde könnte geholfen werden, wenn ein Jüngling reinen Herzens auf sein eigenes Herz verzichten und es der Prinzessin schenken würde. Dann wäre sie geheilt und könnte froh und glücklich werden.

Als er nun den Traum seiner Gemahlin erzählte, lachte sie ihn diesmal nicht mehr aus. Das traurige Los des Kindes hatte ihren stolzen Sinn gebeugt, und demütig bat sie Gott, er möge ein Wunder geschehen lassen.

Als nun der Tag anbrach, da das Urteil vollstreckt werden sollte, versammelte sich auf dem Richtplatz das ganze Volk. Der König, die Königin und die Prinzessin waren auch dabei. Der Jüngling wurde von den Häschern auf den Scheiterhaufen geführt, an den Pfahl gebunden, dann wurde das Feuer angelegt und die Flammen geschürt.

Er aber dachte nicht der flackernden, züngelnden Flammen. Mit arenzenlosem Mitleid hingen seine Blicke an dem kalten und stolzen Antlitz der Prinzessin, und voll Begeisterung erklang seine Stimme:

„Du unglückliche, arme Prinzessin, in meiner letzten Stunde habe ich nur noch den einzigen Wunsch, ich könnte dir mein Herz schenken, und hätte ich noch tausend Leben vor mir, ich wüßte nichts Schöneres, als sie für dich zu opfern!"

In diesem Augenblick stieg ein dicker Rauch empor und hüllte seine Gestalt ein.

Da geschah das Wunder. Denn kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so wurde die Prinzessin von jähem Schmerz erfaßt. In ihrer Brust pochte es mit gewaltigen Schlägen, und Träne auf Träne rann über ihre Wangen.

Aber auch des Königspaares hatte sich eine tiefe Bewegung bemächtigt, und der König erteilte den Befehl, die Flammen zu löschen.

Als nun die Prinzessin den Jüngling heil und unversehrt erblickte, wallte es gar freudig in ihrer Brust empor. In nie gekanntem Glücksgefühl umarmte sie ihn vor aller Augen und dankte ihm für das unschätzbare Geschenk.

Wie wunderbar war sie auf einmal verändert, wie unähnlich der früheren Prinzessin! Erst jetzt strahlte sie in ihrer ganzen Schönheit. —

Sie hatte ein Herz, ein lebendiges Herz,
Sie jauchzte im Glück und weinte im Schmerz;
Ein leuchtendes Lächeln umspielte den Mund,
Nun war sie ganz und gar gesund. —

Die Bilder „Infantin Donna Margarita" und „Die Hoffräulein" sind bis auf den heutigen Tag in der Hauptstadt Spaniens, in Madrid, im Prado-Museum zu sehen, und jedermann bewundert ihre echte Vornehmheit und die feinen, zarten, kühlen Farben. —

Kaufet die Karten des Bundesfeierkomitees!

Der Reinertrag dient dies Jahr der

Hauswirtschaftlichen Erziehung.

Der intensiven Förderung der hauswirtschaftlichen Ausbildung und der hauswirtschaftlichen Berufsarbeit werden die Mittel zufließen.

Helfet daher mit, daß der Ertrag ein großer werde!